

B. v. Harnstein

Das Werk



Der alte Bergmann und sein Sohn.

Holzschnitt von Hermann Kästlön.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIX. Jahrg.

Düsseldorf



Mai II/Juni 1939

Heft 5/6

Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, Mai II/Juni 1939

Heft 5/6

Die bahnbrechende Leistung ringt sich durch, weil sie nicht an das Leben der Schaffenden gebunden bleibt. Sie fließt im Grundstrom des Volkslebens, sie erhebt sich aus ihm als offenbartes Werk und lebt dann formwirksam im Strom des Lebens weiter. Sie ist überzeitlich in ihrer Wirkung.

E. G. Kolbenheyer.

Über die Natur.

Von J. W. von Goethe.

Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt: Nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche, schön und häßlich, gut und böß, alles mit gleichem Recht nebeneinander existierend.

Frankfurter Gelehrte Anzeigen. 1772.

Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschüttertesten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des Granits, des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechslungen der menschlichen Gemüthen, durch die schnellen Bewegungen in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame, stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahnung hat, der folge mir.

Hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschau' die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Fehler und ihre fernern, fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel.

Bei Beobachtungen sind selbst die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben.

Über den Granit. 1784.

Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, das heißt mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Tier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückwürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?

Gespräche; J. D. Falk. 1809.

Meine reine, tiefe, angeborene und geübte Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte . . .

Tag- und Jahreshefte. 1811.

Die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung dringt sich einem jeden auf.

Dichtung und Wahrheit. 1811.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntnis und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benützung ver-gessen.

Zur Naturwissenschaft. 1823.

In freier Welt müssen wir immer wieder unsere Belehrung suchen.

Entoptische Farben. 1817.

Die Anschauung der zwei großen Triebkräfte aller Natur; der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen.

An den Kanzler von Müller. 1828.

Die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse. Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält, und die von ihr ausgehen. Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze. Die Mineralogie ist daher eine Wissenschaft für den Verstand, für das praktische Leben, denn ihre Gegenstände sind etwas Totes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabei nicht zu denken.

Gespräche; Eckermann. 1829.

„Ich glaube einen Gott!“ Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Maximen und Reflexionen. Nachlaß. 1829.

Das Schwierige bei der Natur ist: das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irremachen zu lassen, die unsern Sinnen widersprechen. Denn es widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr. Daß die Sonne stillstehe, daß sie nicht auf- und untergehe, sondern daß die Erde sich täglich in undenkbarer Geschwindigkeit herumwälze, widerspricht den Sinnen so stark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es so sei. Und so kommen auch widersprechende Erscheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man sehr auf seiner Hut sein muß, sich dadurch nicht auf falsche Wege leiten zu lassen.

Gespräche; Eckermann. 1831.

Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich, im Vaterlande und wohl auch auswärts, als Dichter und läßt mich allenfalls als einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen ernst bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.

Einleitung zur französischen Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen. 1831.



Wurzeln des Waldes und Erze des Goldes,
Und aller Abgründ, die sind Dir, o Herr, Fund
Die stehn in Deinen Händen. Alles himmlische Heer,
Das könnte Dich nicht voll loben an ein Ende.
(Spervogel, um 1150.)

Holzchnitt von Hermann Rätelshön.



Ruhrbergmann.

Das Werk Arbeit

Zu den Radierungen von Hermann Kästelhön

Von Erika Güntheil

„Die Kunst ist immer realistisch, weil sie das hervorbringen sucht, was dem Menschen zuallererst die Realität ist, und sie ist immer auch idealistisch, weil alle Realität, die sie schafft, ein Produkt des Geistes ist.“
Ma-ées.

In vielen Bergmannswohnungen im Ruhrgebiet — und es ist ganz gleich, ob wir die Namen der Städte nennen: Dortmund, Bochum oder Gelsenkirchen und die vielen kleinen Dörfchen, die sich um die Fördertürme und Schornsteine versammelt haben — finden wir ein Bild an den Wänden, auf das die Bergmannsfamilien immer wieder mit Stolz und Freude blicken. Bei erstem Hinschauen erkennen wir Industrieradierungen, Zechenanlagen und Schachtgerüste inmitten hügeliger Täler, zwischen Wäldern und Wiesen, die sich weit in die Ferne breiten, oder aber Gestalten von Bergleuten, ihr Geleucht in den Händen oder den Abbaueisen in der Faust, wie sie drunten unter Tage ihre Arbeit tun. Man schaut genauer hin und erfährt, daß es Hauerseine sind, die den

Kumpels ihre abgeschlossene Lehrzeit bestätigen, oder es sind Auszeichnungen für ein Arbeitersjubiläum. Man möchte den Namen des Künstlers wissen, der diese Blätter geschaffen hat, und man liest: Hermann Kästelhön. So hat man Bekanntschaft geschlossen mit dem Werk eines Malers, das schlicht und einfach das Wort „Arbeit“ wie eine immerwährende Verpflichtung trägt.

Als Kästelhön kurz vor dem Kriege an der Ruhr seine zweite Heimat finden sollte, mußte er nicht, daß dort eine Aufgabe seiner wartete, die, als er sie zu lösen unternahm, ihm so groß und gewaltig entgegenwuchs, daß sie ihn über Jahr und Tag und in keinem Augenblick wieder losließ.

Die wenigen Daten seiner Entwicklung sind bald erzählt. Im Jahre 1884 ist Kästelhön in Hofgeismar bei Kassel geboren. Er verlebte seine Jugend in Marburg an der Lahn. Im Jahre 1903 besuchte er die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, um sich dem Kunsthandwerk als Keramiker zuzuwenden.



Flöz Sonnenschein.

Betrachten wir nun einzelne Blätter aus der reichen Vielfalt des Gebotenen, so vermögen wir gleich zu erkennen, daß hier ein tiefangelegter Charakter sich in der Radierung ausspricht, ja, in der Radierung seine eigene Sprache gefunden hat.

Meisterhaft ist die technische Beherrschung der Ausdrucksmittel, die verhaltene Kraft der Linienführung, die nichts Lastendes oder Unbestimmtes hat, in sicheren Gefühl für die radierte Linie, die nicht, wie es sonst der Fall ist, in eine verkappte Federzeichnung abgleitet — genügsam und zurückhaltend in den oft nur angedeuteten Strichen, verschwenderisch in der Fülle der Schatten und Dunkelheiten in Stollen und Querschlägen, vom fahlen Schein des beleuchteten magisch erhellt. Es sind Schatten, die sich einzustressen vermögen hart und grausam im Geflüste des Steins, in Stempeln, die zusammenbrechen unter der Last des Gebirges, dramatisch gesteigert durch den Anfall des Lichtes, das Brechen und Bersten um so tragischer preisgebend, wie es sein Blatt „Gebirgsdruck“ zieht.

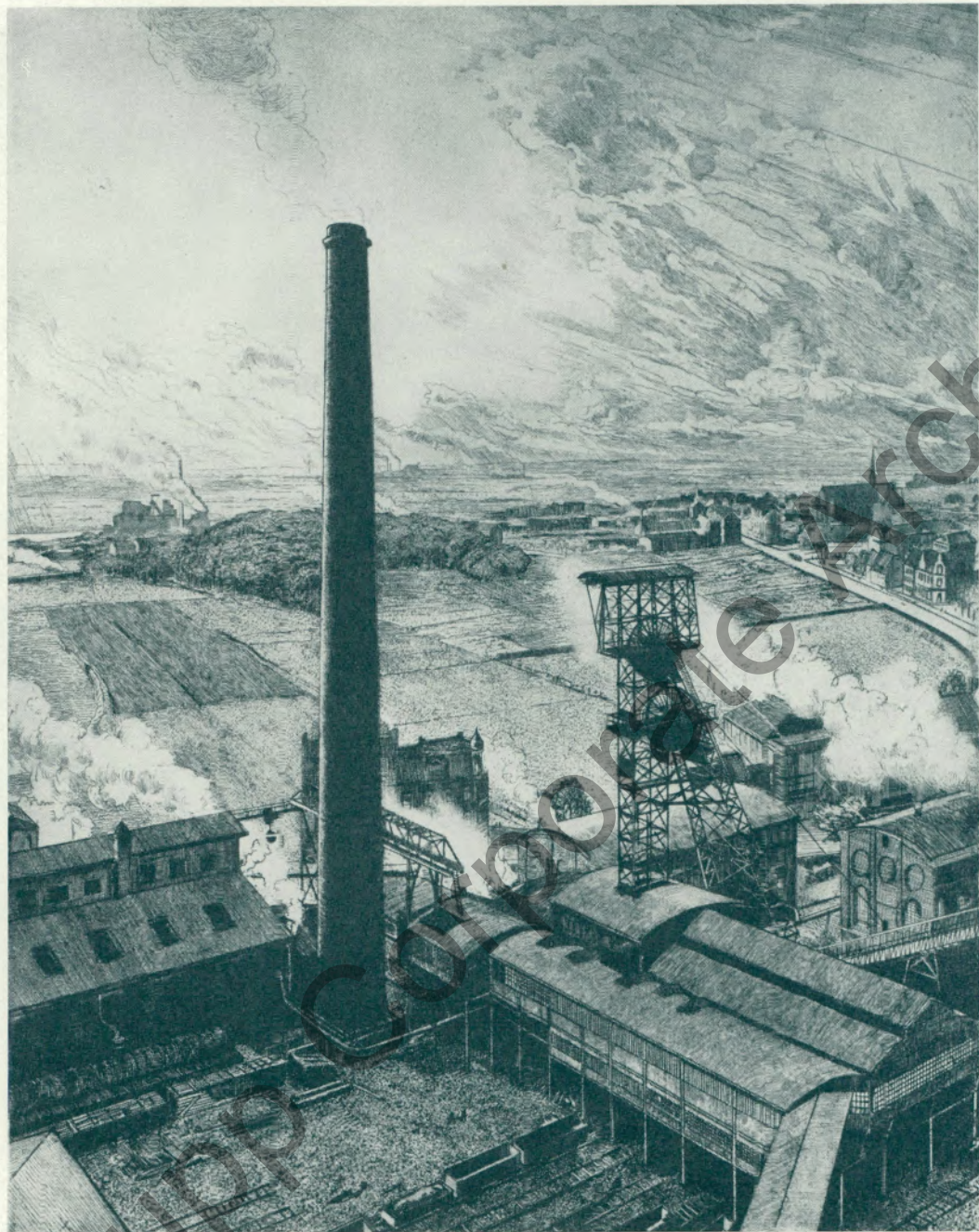
Die Darstellungen der Industriearlagen, der Schächte und Förderwege, spielzeughaft klein sind sie oftmals eingebettet zwischen hügeligen Tälern, gesehen mit dem Auge eines Liebenden, dem sich die verborgene Schönheit der Landschaft, die wie zugebaut ist von Eisergerüsten und Rohren und wie erloschen unter dem Rauch der Schornsteine und dem Dunst der Industriestädte, dennoch offenbart: die Weite der Felder, Gräser und Wurzelwerk an Weg- und Wiesenrainen, das

Gitterwerk windbewegter Freige — wie schwingt die Landschaft aus ins Atmosphärische von Wolke und Wind in eine klingende Freiheit!

Groß in der Komposition und von peinlichster Sauberkeit und Genauigkeit der Ausführung sind die Darstellungen der Industriewerke, die Schächterlagen Minister Stein und Fürst Hardenberg, die Zeche Dahlbusch und die Zeche Friedrich Heinrich. seien sie im Reizvollen der Luftperspektive gesehen oder in monumentaler Höhe vor uns aufgebaut.

Kätelhön ist ein Meister der Radierung und steht den großen deutschen Graphikern würdig zur Seite. Unermüdetlich und mit eisernem Fleiß hat er sich jahrzehntelang um die Beherrschung seines Handwerks bemüht und mit jener dürerhaften Gründlichkeit das Wesen der Linie erforscht und gestaltet, wahrlich, ein Meister, der sich seines Handwerks freut! Denn: „Handwerk ist vom Künstlerischen nicht zu trennen. Nur im sogenannten Technischen, im Handwerklichen kann sich das eigentlich Künstlerische manifestieren!“

Kätelhön, der Mensch und Künstler, kennt keine „Jagd nach Motiven“. Auf seinen Straßenfahrten, die er ungeachtet seiner körperlichen Behinderung mit einer bewundernswerten Tapferkeit erträgt, bezeugt er dem großen Drama „Arbeit“, wie es sich in jeder Minute tausendmal erfüllt. Die Gesichter dieser Ruhrbergleute, die aus wachen und um die Gefahr wissenden Augen schauen, hart und verschlossen im Aufgebot



Bege Minifer Stein der Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

von Kraft und Vorsicht, wie sind ihre Füge ausgeglüht von der Schwere des Berufes, wie hat sich die Arbeit in sie eingegraben, wie steht sie in jeder Linie unauslöschlich geschrieben! Mit diesen Bergarbeiterköpfen hat uns Kästelhön das künstlerisch Tieffte und Reichste geschenkt, weil die ganze Größe eines Schicksals sich mit einer Leidenschaft der Darstellung verbindet, die ihresgleichen sucht.

Man muß sich eines alten Liedes erinnern, in dem es heißt: „Vergiß dies nie: Wenn auch das Geld verbräucht und wenn die Wälder in die Schächte schwanden, die drunten schaffen, die die Grube brauchen, sie waren es, die hinterm Pfluge standen.“

Diesen Menschen das Licht der Freude entgegenzutragen, der Freude an ihrem Schaffen und Tun, und sie teilnehmen zu lassen an der inneren Beglückung und Befreiung durch die Kunst, das hat sich Kästelhön zum Ziel seines Lebens gemacht.

Es hat eine Zeit gegeben, da klang seine Stimme diesem Werke nach und bereitere ihm den Weg dorthin, wo es einzig

seine Heimat hat: in den Herzen und in den Wohnungen des schaffenden Volkes selbst. Als im Jahre 1920 die ersten Blätter erschienen, da tritt der Ruhrbergbau mit Aufträgen an Kästelhön heran. So ist es ihm möglich geworden, das Werk „Arbeit“ zu schaffen, das im besonderen „seinen“ Bergleuten gewidmet ist und mit dem Kästelhön bewiesen hat, daß Kunst aus dem Volke kommt und wieder zum Volke will. Er sagt es selbst: „Es ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß ich dies alles nicht hätte vollenden können, wenn nicht die Menschen meiner Umgebung mir zur Seite gestanden hätten . . . Nichts geschieht, nichts Großes geschieht ohne die menschliche Umgebung, ohne die Gemeinschaft! Die Gemeinschaft ist für das künstlerische Schaffen wie der Resonanzboden für ein Saiteninstrument.“

Möge Kästelhön's Werk in weitesten Kreisen unseres Volkes den Widerhall finden, den es um seiner inneren Größe willen verdient, weil es in Wahrheit seinen Auftrag erfüllt und eins mit dem, was unseres Volkes Höchstes ist — Arbeit!



Ed. d. f.

Mit freundlicher Genehmigung der Harpener Bergbau AG

Die Reparatur.

Von Heinrich Lersch.

Un einem Herbstmorgen bekamen wir eine Destillierpfanne zu eiliger Reparatur. Es mußte der Boden abgeschlagen werden, der mit dreihundertfünfzig Nieten befestigt war. Auf jede Niete kamen ungefähr dreißig bis vierzig schwere Schläge mit dem Vorhammer. Einer hielt die Zange, der andere schlug auf das Stück Stahl, welches die Köpfe abtrieb. Nach sechs bis acht Nieten wechselten wir uns ab; ich konnte manchmal bloß vier abschlagen, weil der Atem zu kurz ging.

„Achtzehn Jahre und schon invalid?“ brüllte ich auf einmal in die Bude hinein. Paul sah mich an, schüttelte mich an den Schultern und sagte: „Laß doch die dummen Gedanken! Man kann alles, was man will! Drei Wochen hab ich geübt, vorgestern konnt ichs noch nicht, heut — da, gut!“

Er ging an das lange Brecheisen, das er als Reckstange zwischen zwei Balken geklemmt hatte und — zeigte den Riesenschwung. Das war eine Leistung für den Siebzehnjährigen. Ich hätte gern auch etwas gezeigt. „Runter vom Reck! jetzt zeig ich dir, was ich kann. Ich schlag jetzt zehn Nieten hintereinander ab, entweder hau und schlag ich mich gesund — oder ich verreck am Hammer, ran!“ Paul schüttelte nichtbilligend den Kopf, nahm aber das Werkzeug und hielt zu.

Ich schlug! Härter wie sonst, eine, zwei, drei, vier Nieten, fünf, sechs — bis der Bruder den Abtreiber sinken ließ: „Drauf, drauf!“ schrie ich und hielt mich dabei. Die Lunge schien den toten Punkt überwunden zu haben, schneller konnte sie wohl nicht atmen, ich spürte keine Anstrengung mehr, wie eine Maschine regelmäßig, unbeirrt schwang ich im Rundschlag weiter, sieben, acht Nieten, es gab einen Knacks im Gehirn, im Rückenknochen lief ein wohliges Gefühl, ich schlug, als schlug ich alle Mächte der Welt zu Schanden, als stände ich über den feindlichen Mächten und zertrümmerte mit jedem Schlag einen Teufel der unsichtbaren Satansbande. Ich schlug in Trümmer die Welt, die die Macht über uns hatte. Zehn Nieten hatte ich mir vorgenommen, ich schlug eine elfte und setzte den Hammer hin!“

„Her mit ihm!“ schrie Paul. „Ich schlag zwanzig!“ Bei jedem Schlag zog er am Hammer, der wie auf einen Amboß sprang; bei jedem Rundschlag preßte er den Atem mit lautem Gepuch aus, der schlanke, sehnige Turnerleib reckte sich, stand auf den Zehenspitzen, um alle Kräfte seines Körpers auszunützen. Er brauchte jetzt nur noch zwölf, dann nur zehn Schläge für eine Niete, wie die Speichen in einem Schwungrad sausten die Arme an meinem Kopf vorbei: „Zweiundzwanzig Stück Nieten!“ Er setzte den Hammer ab. Stand still, als ob er nur einen Nagel eingeklopft hätte.

Da kam der Vater. „Donnerjungens, was klopft da für eine Schlagmaschine? Was? die Nieten schon halb abgehauen?“

„Komm her, Vater, halt du den Abtreiber, jetzt hauen wir zu zweit!“ sagte Paul. Der Vater kniete an der Erde, legte die Zange an und schrie: „Drauf!“

In langsamen, tastenden Schlägen suchte sich jeder den besten Standort, so daß wir dem halbblinden Vater nicht zu nahe kamen und wir unsere vollen Kräfte richtig anbringen konnten. Rumbum, rumbum, rumbum! Das krachte und hieb, saß und prallte, in halber Zeit flogen die Köpfe knallend an die meterweit entfernte Bretterwand, wie Geschosse schlugen sie ein. In einem Gang hielt der Vater Niet um Niet, bis an das Ende der Nacht.

Wir nahmen uns zum Mittag kaum Zeit, aßen uns nur halbsatt, um leicht zu bleiben, um vier Uhr wollten wir den Boden von der Pfanne abschlagen. Er fiel nicht herunter,

trotzdem alle Nieten gelöst waren. Einen Fuß dick saßen die Rückstände von Leer darin. Wir schmissen die Pfanne auf den Hof, warfen eine Schaufel glühender Kohle hinein, und in dickqualmenden Dampfwolken wälzte sich Feuer und Rauch, vom Wind getrieben, gegen die Stadt. Wir stießen mit langen Stangen die Pechbrocken los, prasselndes Geflamm, zehrende Blut schlug mit dröhnend wildem Feuer in die Höhe. Das wütende Element saß gebändigt in dem vier Kubikmeter großen Kasten, ein Flammenfanal, eine Rauchwolke wie bei einem Fabrikbrand. Auf fünf Meter grollte die Blut uns ins Gesicht.

Da kam der Vater wieder und schimpfte, er hätte die Rückstände immer fein säuberlich herausgemacht und das Dach der Werkstatt damit abgedichtet, es sei tatsächlich das Beste, was es gäbe.

Uns aber machte das Feuer und das Schlagen, das wütende Element um und in uns mehr Freude als das Geld, das wir für das Pech hätten sparen können. Ich geriet in eine rasende Lust am Brennen und Zerschlagen und schrie den Vater an: „Nun feuern wir auch noch deine alte Holzbude in die Luft! Fort, Alter, das Alte wird verbrannt, es muß verbrannt werden, in Feuer und Rauch aufgehn, flackern, brennen, leuchten, damit es Platz für Neues gibt!“

„Mensch, das hat doch keinen Zweck! Mein Bruder lief mir nach und riß die Schaufel zur Seite, die ich mit brennendem Pech gefüllt, an die Bretterwände schmeißen wollte.“

„Recht hast du ja“, sagte er, „ich wollt auch, wir wären den alten Dreck los und könnten neu anfangen. Aber das hat keinen Sinn, fürs Abbrennen kriegten wir sicher ein paar Monat Gefängnis, denn die Bude gehört doch dem Advokaten!“ Wir stellten uns wieder vor die nun hochschlagende Flamme und sahen dem Rauch nach, der in schwarzer Wolke schon bis an den Rand der Stadt geflogen war. Da gellte eine Schelle, immer tönender, wir sahn uns an, lachten und riefen wie aus einem Munde: „Die Feuerwehr!“

„Prrrr!“

Die Pferde standen, die Männer sprangen ab. Ramen an. Stumm standen wir uns gegenüber.

„Unfug?“ sagte der Brandmeister.

„Ne, das machen wir immer so!“ sagte ich. „Haben wir schon oft gemacht. Wenn es ein Unglück wär, hätten wir Sie schon angerufen. Wir brennen die Pfanne rein, den Leerrückstand kann man weder rausklopfen noch seharrn, der sitzt.“

„Man hat uns alarmiert!“

„Wir nicht!“

„Warum haben Sie uns nicht telephoniert, daß kein Brand entstanden ist?“

„Es brennt tatsächlich!“ sagte mein Bruder.

„Es brennt nicht in unserm Sinne!“ meinte der Brandmeister.

„Was sollen wir machen? Die Bude anstecken, damit sie was zu löschen haben? Oder die ganze Stadt anzünden?“ Ich wurde übermütig:

„Ihr löscht wohl gern?“ fragte ich.

„Waaaas?“ dehnte der Brandmeister eine lange Frage: „Wie meinen Sie das?“

„Nu, ich meinte nur so. — Wie wir auch gern unsere Arbeit haben.“

Der Brandmeister sah mich von oben bis unten an, warf hochmütig den Kopf in den Nacken und ging. Pfiff, Hufge-trappel, Abfahrt. Erledigt.

Unter der grauen Fahne des Reviers.

Von
Walter Bollmer.

Gasbehälter
der Zeche Hausa.
Gelsenkirchener Bergwerks-AG.
Vereinigte Stahlwerke AG.

• Lichtbild: Kartoffa.



Es gibt Menschen, die vom Land an der Ruhr nicht hören mögen. Sie haben es nie gesehen und wollen es auch nicht sehen. Sie fürchten sich. Was hat man ihnen nicht alles von diesem grauen Land erzählt, das wie die feuerflammende Hölle selber zwischen Ruhr und Lippe liegt! Die Schilderung der entsprechenden Teufel ist nicht ausgeblieben, nein, dort möchten sie um keinen Preis der Welt begraben sein!

Diese merkwürdige Auffassung ist keineswegs übertrieben. Sie besteht in weiten Kreisen unseres Volkes. Es gibt Menschen, die „einmal da gewesen“ sind und nun, glücklich wieder daheim, warnend die Stirn in Falten ziehen und sich

wie ein gut westfälischer Hofhund nach einem unfreiwilligen Bad schütteln: „Ruhrgebiet? — Nein! Nie wieder!“

Diesen Abenteurern der Landkarte, die unser Westfalenland schmähcn, wo es am lautesten ist, möchte man zunächst sagen, daß vieles, was zweckmäßig ist, auch schön ist. Und Zweckmäßigkeit ist in der Auflockerung und industriellen Besiedlung dieses Landes für die Beteiligten sehr oft ein Hauptgesichtspunkt in ihrer Arbeit gewesen. Daß man nun Dinge findet, die zwar einen Sinn — oft sogar einen recht zweifelhaften Sinn! —, aber keinen Zweck haben, soll nicht verschwiegen werden. Grundsätzlich sei gesagt, daß viele Teile unseres

Vaterlandes—beispielsweise der Thüringer Wald, der Schwarzwald und natürlich das Sauerland — landschaftlich schön sind, daß es aber unsinnig ist, einen Vergleich zum Land an der Ruhr zu ziehen, weil hier ganz andere Formgesetze vorliegen. Das Ruhrgebiet ist weder häßlicher noch schöner. Es ist in ausgesprochenem Maße eigengesichtig, es ist einfach ganz anders, weil der Mensch in einem ganz anderen Verhältnis zur Umwelt steht als in einer natürlichen Landschaft.

Wer seine ortsfremden Freunde von der Schönheit des Ruhrgebietes überzeugen will, nehme sie einmal zur Nachtzeit mit auf eine der zahlreichen Zechenbalden oder suche mit ihnen einen höher gelegenen Punkt des Landes auf, der eine weite Umschau gewährt. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht liegt das Land unter dem Nachthimmel da. Es gibt Ausblicke, die so überwältigend sind, daß man sie nie vergißt. Lichterkette reiht sich an Lichterkette, alle Regenbogenfarben schimmern, vom glühendsten Weiß der Bogenlampen bis zum grünen Gefunkel der zahlreichen Signallichter. In langen, schnurgeraden Reihen, in wunderlichen Figuren, hell und dunkel, riesengroß und winzig klein strahlt Licht an Licht. Dazwischen leuchten die Koksöfen der Zeche beim Ausstoß gleich Fackeln auf, und, wenn die Giganten der Nacht, die Hochöfen, ihre glühende Lava in die Form gießen, gehen die Riesenfächer ihres Lichtes gespenstergleich am Himmel dahin und überstrahlen die Sterne.

Hier wird der Himmel zur Nachtzeit nicht dunkel. Unablässige Unruhe geistert unter ihm dahin, eine flackernde und strahlende Unruhe, darin sich der Dampf der Koksboxen und pyramidenförmigen Kühltürme weiß und rosa wölkt, daß es seltsam anzusehen ist. Straßen schimmern weithin auf in ihren Lichterketten, die sich ins Unendliche zu ziehen scheinen. Die Nacht ist ihres natürlichen Rechtes beraubt. Der Himmel hat die Gewalt über das Land verloren.

Zum Gesicht des Landes gehört die Unruhe seiner ewigen Bewegung. Wer aufmerksam hinzuhören vermag, wird das

Wort vom Herzschlag des schwarzen Reviers verstehen. Ein leises Summen, aus tausend und abertausend Geräuschen der Arbeit und des Verkehrs entstanden, liegt wie eine beständig singende Melodie über dem Land. Zur Nachtzeit ist sie am deutlichsten vernehmbar, verstärkt durch das Rauschen der vielen Transportzüge und das motorische Geknatter der zahlreichen Lastwagen, die auf den Fernstraßen dahinfahren. Dazwischen janken hin und wieder grell die Signale, manchmal geht ein abgrundtiefes Stöhnen durch die Melodie oder ein Kreischen und Rauschen und stählernes Klingen aus hohen Hallen, daß man meinen möchte, in weiter Ferne würde eine Schlacht geschlagen.

Das ist allerdings wahr: Die Industriennacht läßt nicht dazu ein, hinter sanft rötlichen Fenstern Mozarts „Kleine Nachtmusik“ zu spielen. Alle Träume der Romantik sind über der schwarzen Einsicht längst verweht. Wenn die Stahlgerüste, Fördertürme, die Kohlenwäschern und Riesenhallen der Fabriken bleich und drohend im Licht des Mondes liegen und die großen Städte wie tausendäugige, dunkle Tiere in den Himmel blicken, hat jenes Lebensgefühl einer vergangenen Zeit sein Daseinsrecht verloren. Eine neue, eigenartigere und ernstere Romantik geht in diesem Lande um und hat von den Herzen seiner Menschen Besitz ergriffen. Der Sinn dafür muß einem im Blut liegen und ist verstandesmäßig nicht zu erfassen.

Aus der Tatsache, daß man im Ruhrgebiet auch am hellsten Sommertag den Horizont nicht klar sieht, weil er stets von einer dunklen Rauchsicht überlagert ist, darf man nicht einfach auf einen Herenkessel schlimmster Art schließen. Darin besteht ja gerade die reizvolle und nachdenklich stimmende Eigenart seines landschaftlichen Gesichtes, daß altes Bauernland in geradezu phantastischer Zähigkeit sein Recht auf Boden, Haus und Hof bewahrt hat. Freilich ist in den eigentlichen Industriezentren — Bochum, Gelsenkirchen, Oberhausen und Bottrop — beinahe auch die letzte Spur davon



Kokerei
der
Zeche
Erin.

Lichtbild:
Kartoffa

V/VI/10



Blick in den Hafen der Zechen Fürst Hardenberg.
Selskirkener Bergwerks-AG. - Vereinigte Stahlwerke AG.

Lichtbild: Kartofa.

vergangen. In den von Städten und Dörfern besiedelten Zwischengebieten, vor allem in den Raubgebieten nördlich zur Lippe und südlich zur Ruhr hin, sät der Bauer noch auf seinem Acker wie zu Urväterzeiten, und nicht selten geschieht es buchstäblich im Schatten der Fördertürme und unter dem Rauch der Schloten, denn dieser Boden lobt die Arbeit. Die Industrie ist über das Land gekommen als junge, laute Welt in Stahl und Eisen; das jahrhundertalte, traditionsheilige Bauerntum hat seine Scholle Stück um Stück abtreten müssen. Aber echt westfälisches Volkstum ist noch in sehr großen Bezirken lebendig geblieben, denn auch Arbeiter und Handwerker haben seit je ein gesundes Stück jener Bodenständigkeit zu erhalten gewußt, daraus alle innere Lebendigkeit und schöpferische Volkskraft fließt. Am übelsten ist in dieser Hinsicht nur der Emschergau beraten gewesen, der stark fremdländisch übersiedelt wurde. Im großen und ganzen sollte man aber die Volkstumsfrage weit mehr mit der ungeheuren Verstädterung der Bewohner als mit der Industrie in Beziehung bringen. Die ländlichen Flecken sind vielfach aus mittelalterlichen Verhältnissen über Nacht zu Riesenstädten angewachsen, ja, viel mehr: Sie haben ihre Mauern gesprengt und ihre Arme den Ausläufern der Nachbarstädte entgegen gestreckt, so daß heute ein lockeres Wohngewebe aus langzeitigen Häuserreihen Stadt und Stadt miteinander verbindet. Die Folge davon: Von Dortmund bis Köln kann man mit der Straßenbahn fahren; von Dortmund über Dorstfeld, Marten, Lütgendortmund und Bochum-Langendreer bis Bochum, ja, bis Essen kann man vergessen, daß man von einer Stadt in die andere fährt, so hat sich alles zu einem gewaltigen Ganzen gefügt!

Aber der Bauer ist immer noch da! Sein Fachwerkhaus unter den Eichen begegnet dir nicht selten mitten in Industrie-straßen, mit seinem Pflug kam er den Überlandlastwagen einer Industrieaktiengesellschaft auf der Straße im Wege stehen, wenn er zu Felde zieht — wer kann da noch von einem einheitlichen Landschaftsgefüge sprechen? Es gibt keine treffendere und tiefgründigere Bezeichnung als die des Doppelgesichtes dieser Landschaft, von der wir sehen werden, wie stark sie das Gesicht ihrer Menschen geprägt hat. Die unmöglichsten architektonischen Stilgesetze, die schlechtesten und besten Straßen kurz hintereinander, die bedeutlichsten und schönsten Wohnverhältnisse in gleichen Stadtteilen und ein außerordentlich unterschiedliches Bild unterschiedlicher Menschen in verschiedenen Vierteln fallen sofort auf. Überall, sei es im Weichbild der alten Städte, sei es auf den zur Aufteilung bestimmten Landflächen in Zwischengebieten, versucht ein neuer, helfender Wille heute die Schäden einer vergangenen Zeit wiedergutzumachen. Graue Arbeiterkolonien und freundliche, helle Siedlungen, viel zu enge Straßen und breite Autobahnen, düstere Fabrikhallen und freundliche, lichtdurchflutete Arbeitsstätten, Riesenbauten und freundliche, freiem Feld, die Reklamebemalung tragen, und Einfamilienhäuser in schmucken Vorgärten — diese Vergleichsreihe inneren Widerspruchs ließe sich beliebig fortsetzen, ein Beispiel für die Regellosigkeit eines landschaftlichen Durcheinanders, wie sie keine Großstadt Deutschlands aufweist. Immer wieder: das Doppelgesicht, ein Ja und Nein zu gefunden Lebensformen gleichzeitig, ein Land ohne Einheit, weder in der Landschaft noch in seinen Menschen! Aus einer tollen Verwirrung,

die fünfzig Jahre amerikanischen Wachstums hier angerichtet haben, wird mit unendlicher Mühe das äußere Gesicht des Reviers seine ordnenden Züge erhalten müssen; das ist eine Pflicht am Volksganzen, auf die wir uns heute sehr besonnen haben. Nun wird sie endlich allerorts in Lat umgesetzt, und wer selber Industriearbeiter ist, wird wissen, welch ein tiefer Sinn im Wort von der „Schönheit der Arbeit und Arbeitsstätten“ eigentlich steckt.

Aber der dunstige Himmel wird trotz alledem die graue Fahne des Revieres bleiben! Die unzähligen Schloten, diese Schornsteinwälder, das Heer von Eisengerüsten, Verladebrücken, Kränen und diese merkwürdigen, Riesentieren ähnlichen Halden der Zechen und die vielen Bahndämme und Geleise, Kanäle und Kühltürme werden die Wahrzeichen dieses Landes bleiben. Vielleicht wird der Bauer noch weiter weichen müssen, das Industrieland wird vielleicht wachsen, aber sein äußeres Gesicht wird sinnvoller gestaltet werden, als es bisher geschah.

Ein merkwürdiges Land! Ein lautes, unruhiges, brennendes Land unter dunklem Himmel, der das Sonnenlicht in seinen Nebeln brandig macht, aber ein Land von ganz dämonischer Schönheit liegt zwischen Ruhr und Lippe. Nicht jene

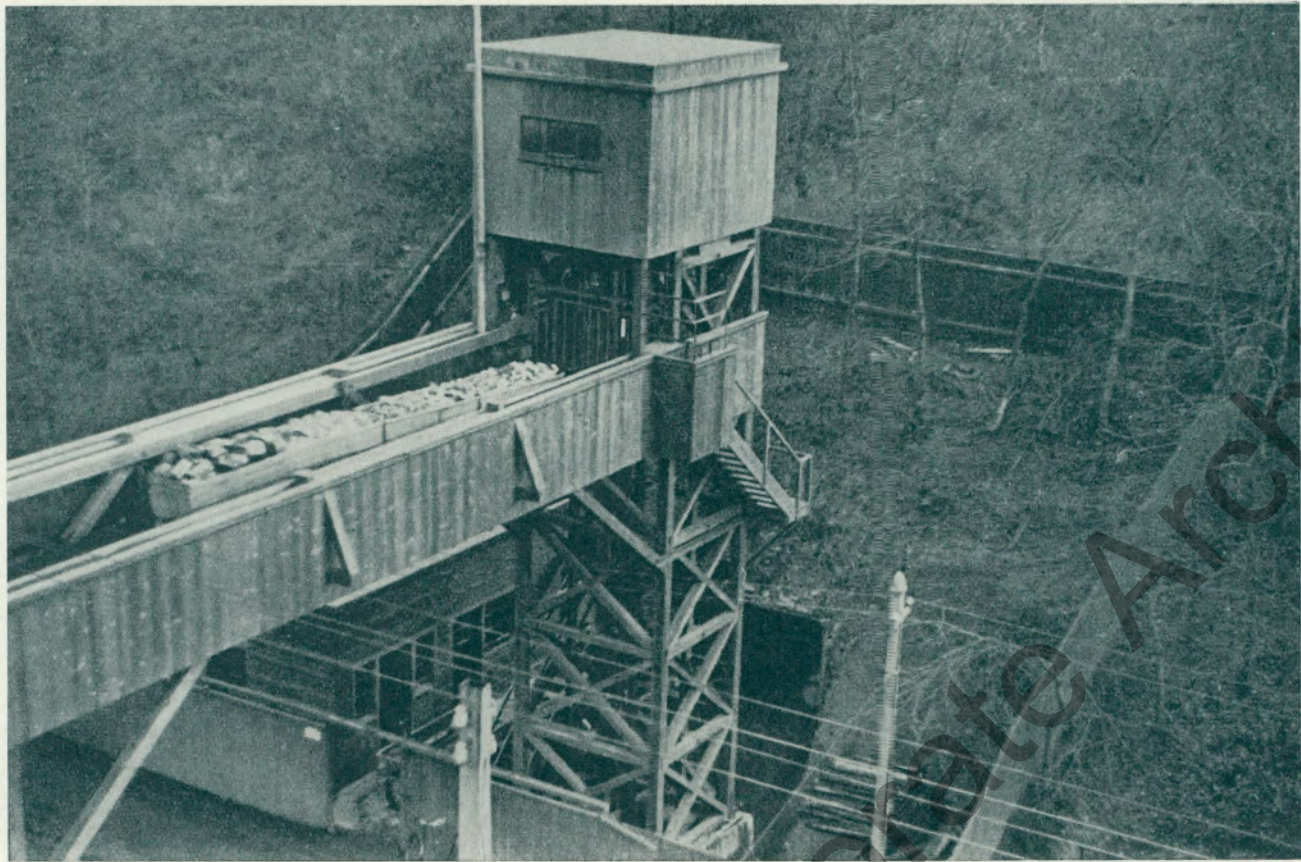
in sich ruhende Schönheit einer natürlichen Landschaft mit Feld, Wald und Hügel, dagegen ein Gesicht, das Menschen formten und sie wieder formte, ein eigenwilliges, hartes und nicht selten herrliches Gesicht besitzt dieses „Land ohne Grenzen“! Es ist so außerordentlich vielfältig in Aussehen, Klang und Atem, daß wir es immer in seiner Gesamtheit in uns aufnehmen müssen. In diesem Bild haben tatsächlich fast alle Lebensbeziehungen der Menschen neben- und ineinander einzigartigen Ausdruck gefunden. Wen wundert es da, daß sich ein Fremder in dieser Welt der ungeheuren Gegensätze nicht zurechtfindet?

Man muß schon ein Mensch dieses Landes sein und Leben von seinem Leben in sich tragen, um in Mietkasernen und Kohlenwäschern, in Zechen und Lagerhäusern, in guten und schlechten Bauten mehr als ein regelloses Durcheinander zu sehen. Wer tiefer schaut und die Stimmen der Werktätigen kennt — die eben lebendige Menschen und nicht eine „Masse Mensch“ ohne eigenes Lebensgefühl und Eigenart sind —, wird im rätselvollen Gesicht dieses Landes seine Seele erkennen, die auch die laute Welt unter grauem Himmel mit ihrem menschlichen Glanz und dem Adel ihrer Arbeit zu verklären weiß.



Blick auf die Zeche Erin.
Gelsenkirchener Bergwerks-AG. - Vereinigte Stahlwerke AG.

Lichtbild: Kartofka.



Späteisensteinvorkommen Stolberg I.
Blick auf Stollenmundloch, Aufzug und Verladebrücke.

Bild: Archiv Hempel.

Vom Eisenerzbergbau an der Ruhr.

Neues Leben in alten Stollen.

Von Dr. Gustav Hempel.

Die Vorbedingung für das Entstehen einer Eisengewirtschaft ist das Vorhandensein von Kohle und Eisenerz. Stand der erste Vierjahresplan im Zeichen der Wiederaufrichtung der deutschen Industriewirtschaft nach den verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise und des Versailler Diktates, so geht der zweite Vierjahresplan hierüber weit hinaus. Es gilt nun, nicht nur die Produktion zu steigern, sondern vor allem die deutsche Wirtschaft auf heimische Rohstoffe zu stellen, um sie möglichst vom Ausland unabhängig zu machen und so die Arbeit und Güterversorgung zu sichern und zu erhalten. Auch das Ruhrgebiet, das industrielle Herz Deutschlands, stellt dabei seinen Mann, und es ist interessant, zu erfahren, daß hier im Revier neben dem Bergbau auf Steinkohlen nunmehr auch der Bergbau auf Eisenerze wieder im Gange ist.

Schon einmal hat der Eisenerzbergbau im Ruhrgebiet eine bedeutende Rolle gespielt, ja, das Vorkommen von Eisenerzen war mit der Grund zur Entstehung der Großeisenindustrie, die dem Niederrhein-Ruhr-Raum in der Gegenwart das Gepräge gibt. Flöze auf Eisenerze waren seit 1834 verlesen worden. So legten am 2. August 1834 der Bergmann Jeremias Kothe aus Essen und der Schlepper Friedrich Rötger aus Bochum eine Mutung „Neue Erfindung“ auf ein Kohleneisensteinflöz ein, das sie auf „Friederika Erbstollen“ (heute Gelsenkirchener Bergwerks-AG., Bergbaugruppe Bochum) entdeckt hatten. Indessen schenkte man zu dieser

Zeit dem Abbau noch keine Beachtung. Erst der 1841 aus Schottland heimkehrende Bergassessor Schreiber stellte seine Übereinstimmung mit dem Blackband fest, das Anlaß zu der schnellen Entdeckung der schottischen Eisen- und Stahlindustrie gegeben hatte. Er machte lebhafteste Propaganda für die Verwendung der hiesigen Kohleneisensteinvorkommen, und nachdem einige Schmelzversuche von Erfolg gekrönt waren, setzte ein eifriges Schürfen nach Eisensteinflözen ein.

Die eigentliche Geburtsstunde des Ruhrbergbaus auf Kohleneisenstein schlug um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Um diese Zeit wurden die großen Unternehmungen errichtet, die der Entdeckung der Kohleneisensteinvorkommen ihre Anlage verdanken und die noch in der Gegenwart innerhalb der Wirtschaftseinheit der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft existieren. Im Jahre 1854 errichtete Graf Heinrich von Stolberg-Werigerode die Henrichshütte (heute Ruhrstahl AG.) in Bruch bei Hattingen. Die Hütte Neu-Schottland, aber auch der Hoerder Verein (heute Dortmund-Hoerder Hüttenverein AG.) wurden infolge der Entdeckung des Kohleneisensteins ins Leben gerufen. Wie optimistisch man die Vorkommen beurteilte, geht aus dem Prospekt zur Gründung des Hoerder Vereins hervor, der folgendes besagt:

„Es steht unzweifelhaft fest, daß in den bis jetzt aufgestellten Flözen ein Reichtum an Eisenstein vorhanden ist, welcher mehr als hinreicht, eine große Anzahl von Hochöfen auf Jahrhunderte zu alimentieren.“

Mit großer Schnelligkeit entwickelte sich nun der Bergbau auf Kohleneisenstein im hiesigen Industriebezirk. Im Jahre 1853 wurden im Märkischen Bergamtsbezirk, der im wesentlichen das östliche Ruhrrevier umfaßte, etwa 74 000 Tonnen Eisenstein gewonnen; 1855 war aber die Förderung derart ansehnlich gestiegen, daß 6 Kokshochöfen mit Material versehen werden konnten. Von 420 verliehenen Gruben standen 61 in Betrieb, und es wurden 266 248 Tonnen Kohleneisenstein gefördert. Diese Steigerung der Förderung würde in noch größerem Maßstabe stattgefunden haben, wenn es möglich gewesen wäre, den zweiten Hochofen auf der Heinrichshütte und den ersten Hochofen auf der Hasplinghauser Hütte zu vollenden und anzublasen. Im westlichen Revier, dem Essener Bezirk, wurde der Bergbau auf Kohleneisenstein erst im Jahre 1855 aufgenommen. Die erste Grube, die in Förderung kam, war die Grube Prinz Friedrich, die 1856 255 Tonnen erzeugte. Aber das war nur der Anlauf. Denn 1859 waren 9 Gruben mit 225 Bergknappen vorhanden, die eine Gewinnung von 49 125 Tonnen hatten. Insgesamt wurden im Jahre 1860 im Oberbergamtsbezirk Dortmund 871 392 Tonnen Kohleneisenstein in 56 Gruben gefördert. Der Wert der Erzeugung stellte sich auf 588 814 Taler und der Preis auf 20,17 Silbergroschen für den Zentner. Angelegt waren 2354 Bergknappen. Im Jahre 1865 waren 67 Gruben mit einer Gesamtbelegschaft von 3105 Arbeitern in Betrieb, die 1 154 750 Tonnen Eisenstein im Werte von 491 407 Taler gewannen. (Die Tonne entspricht hier in allen Fällen nur einer Maßeinheit von 6,9 bis 8 Zentner.)

Außer dem Abbau von Kohleneisenstein wurden im hiesigen Industriegebiet noch Rasen-, Roß-, Braun-, Lüneisenstein sowie Bohnerze gefördert; diese jedoch mehr südlich der Ruhr, also in der Gegend von Velbert, Kupferdreh, Wülfrath, aber auch nördlich der Ruhr in geringerem Maße in der Gegend von Sterkrade und Lünen. Insbesondere waren es die bei Sterkrade zutage tretenden Rasenerze, die einst zur Gründung der Gutehoffnungshütte führten. Im Jahre 1861 waren im Oberbergamtsbezirk Dortmund 39 Gruben vorhanden, die etwa 356 000 Tonnen von diesen Erzen förderten. Der Wert der Eisengewinnung stellte sich auf rund 214 000 Taler.

Im heutigen Ruhrgebiet wurde der Bergbau auf Kohleneisenstein in der Hauptsache in den an der Ruhr gelegenen Gebieten der Städte Dortmund, Witten, Bochum, Hattingen, Steele-Essen und Mülheim betrieben. Die bedeutendsten Gruben waren im Jahre 1865

im Regierungsbezirk Arnsberg:

Name	Förderung	Belegschaft
1. Ber. Neu-Hiddingshausen	114 471	215
2. Union	113 558	180
3. Stolberg I	112 756	589
4. Argus	87 662	224
5. Adele	50 493	63
6. Freie Vogel & Unverhofft	48 277	136
7. Friederika	20 415	42
8. Josefine	19 235	17

im Regierungsbezirk Düsseldorf:

Name	Förderung	Belegschaft
1. Neu-Essen IV	89 138	145
2. Neu-Herkamp	85 455	177
3. Rudolph	55 198	210
4. Ber. Wulff	24 441	79
5. La Marche	20 686	65
6. Eisenstein	18 835	68

Der größte Teil der Eisenerzgewinnung ging zu den Hochöfen der Heinrichshütte, des Hoerder Hüttenvereins, der Hütte Neu-Schottland und anderen, meistens im Ruhrgebiet ge-

legenen Hochofenwerken. Mit der Zeit entsprach jedoch der Bergbau auf Kohleneisenstein nicht den Erwartungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Einmal konnten mit dem immer mehr sich schließenden Eisenbahnetz die früheren Erzlagerstätten infolge besseren Materials und günstigerer Abbauverhältnisse bald den Wettbewerb mit dem Ruhrkohlenetz wieder aufnehmen; dann aber reichten die hiesigen Eisenerzlager nicht aus, um den enormen Bedarf der sich bedeutend entfaltenden Hochofen- und Hüttenindustrie im niederrheinisch-westfälischen Industriegebiet zu decken. Vom Jahre 1865 ab ging es daher mit dem Eisenerzbergbau an der Ruhr ständig bergab. Als dann das Bessemerverfahren bei der Herstellung von Eisenbahnmaterial mehr und mehr Eingang fand, wozu das aus Kohleneisenstein hergestellte Roheisen wenig geeignet war, mußte er den inländischen und ausländischen Eisenerzlagerstätten vollständig das Feld überlassen. Eine kurze Renaissance erlebte er zwar noch bei der Einführung und Ausbreitung des Thomasverfahrens, aber das war nur vorübergehend. Die Grube, die am längsten die planmäßige Gewinnung des Kohleneisensteins aufrecht erhielt, war die Bochumer Zeche Friederika. Erst im Jahre 1896 wurde die Förderung auf dieser Grube eingestellt, da sie sich angesichts der verbilligten Fracht für lothringische Erze nicht mehr lohnte.

Nach jahrzehntelangem Darniederliegen ist in der Gegenwart in den Eisenerzlagerstätten unseres heimischen Bergbaus neues Leben eingezogen. In den Stollen der südlichen Reviere geht der Bergknappe wieder um und gewinnt das blank Material für die hiesigen Hochöfen. So konnten im Jahre 1934: 6383, 1935: 10 321, 1936: 51 981, 1937: 188 469, 1938 aber bereits 226 129 Tonnen Kohleneisenstein gefördert werden. Bei einem Eisengehalt von 30 % entspricht die Förderung des Jahres 1938 also einer Eisenmenge von etwa 70 000 Tonnen, die sich in Zukunft noch weiter erhöhen wird.

Die zum Elektrokonzern Vereinigte Elektrizitätswerke Westfalen gehörende Zeche Gottesfegen bei Dortmund produziert zur Zeit bei einer Steinkohlenförderung von 1000 Tonnen arbeitstäglich etwa 400 Tonnen Kohleneisenstein, was einer Jahresförderung von etwa 120 000 Tonnen entspricht. Die in der Wirtschaftseinheit der Gutehoffnungshütte arbeitende Zeche Ludwig hatte 1938 eine arbeitstägliche Förderung von 10 292 Tonnen. Das Ergebnis der Zeche Prinz Regent-Friederika der Bergbaugruppe Bochum der Gelsenkirchener Bergwerks-AG. beträgt je Arbeitstag rund 300 Tonnen. Neuerdings hat die Gelsenkirchener Bergwerks-AG. auch die Gewinnung von Spateisenstein im Felde Stolberg I in Welper bei Hattingen aufgenommen. Die Verhüttung der Eisenerze erfolgt in den in der Nähe gelegenen Hochofenwerken, so Dortmund-Hoerder Hüttenverein AG., Gutehoffnungshütte, Heinrichshütte in Hattingen der Ruhrstahl AG.

Sind die Mengen Eisenerz, die im Ruhrrevier gefördert werden, im Verhältnis zu dem gewaltigen Bedarf der deutschen Großeisenindustrie auch gering, so ist doch immerhin zu berücksichtigen, daß sie unsere Devisenbilanz entlasten helfen. Denn Deutschland kann es sich in der Gegenwart nicht leisten, Bodenschätze ungenutzt zu lassen, die Arbeitsgelegenheiten für den deutschen Arbeiter darstellen und die in ihrer Gesamtheit für die deutsche Wirtschaft eine enorme Entlastung gegenüber dem Ausland sind. Im Jahre 1932 belief sich die deutsche Eisenerzförderung auf 1,3 Millionen Tonnen, 1937 war sie auf 9,7 Millionen Tonnen Roherze gestiegen, um dann 1938 auf 15 Millionen Tonnen anzuwachsen. Da in den nächsten Jahren mit einer weiteren Steigerung zu rechnen ist, gehen wir dem 1937 aufgestellten Ziel, 25 Millionen Tonnen Eisenerz in Deutschland zu fördern, mit Zuversicht entgegen.



Der
Stolleneingang.
Neben ihm hat an dem steilen
Berghang nur noch eine kleine
Werkzeughütte Platz
gefunden.

Das einzige Smaragdbergwerk Europas.

Deutschland liefert die schönsten Smaragde der Welt.

Von Dr. Hans Hartke.

Mit vier Ausnahmen des Verfassers.

Es dürfte den meisten unserer Leser unbekannt sein, daß seit dem Aufbruch der Ostmark das einzige Smaragdbergwerk Europas zu Deutschland gehört. Es liegt in den Hohen Tauern, und dort werden ganz besonders kostbare Edelsteine gewonnen; es sind Steine, deren wunderbares „smaragdgrünes“ Feuer heller leuchtet als das aller sonst auf der Erde gefundenen Edelsteine dieser Art. Unser Mitarbeiter hatte kürzlich Gelegenheit, dieses einzigartige Bergwerk zu besichtigen und berichtet nachstehend darüber.

Auf der ganzen Erde gibt es heute nur drei Stellen, an denen die kostbaren Smaragde gefunden werden, Muzo in Kolumbien (Südamerika), den Ural und — das Hasachtal im salzburgischen Oberpinzgau in den Hohen Tauern. Wohl werden gelegentlich auch noch an einzelnen anderen Punkten der Erde Smaragde gefunden, so in Brasilien und in Transvaal. Aber das sind Einzelfunde, die in keiner Weise mit der bergbaumäßigen Gewinnung an den drei er-
V/VII/15

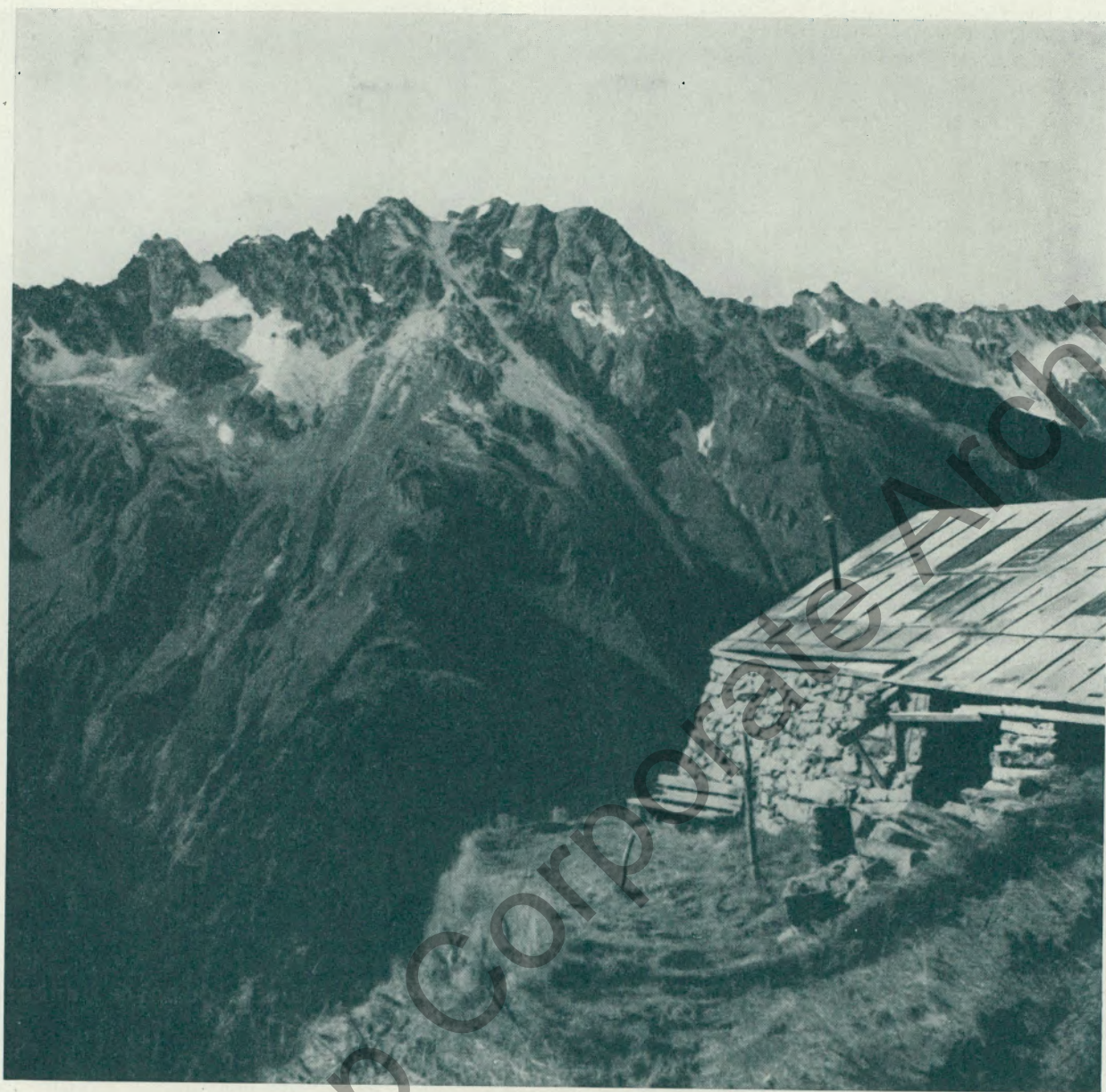
nannten Stellen verglichen werden können. Auch die einstigen Smaragdgruben am Roten Meer, die, wie wir aus Hieroglyphenschriften wissen, schon im Jahre 1650 v. Chr. bearbeitet wurden, sind längst verschwunden. Die Fundstelle von Muzo in Kolumbien ist seit dem Jahre 1537 durch die spanischen Eroberer bekannt, die russische Lagerstätte bei Katharinenburg im Ural wurde erst im Jahre 1830 entdeckt. Allerdings wissen wir auch nichts über die Herkunft der



Nach der Arbeit im Stollen wird das geförderte Gestein genau untersucht.

Smaragde, die sich zahlreich in den Schätzen indischer Fürsten finden. Schon dieser allgemeine Überblick über die Möglichkeiten der Smaragdgewinnung auf der ganzen Erde zeigt, daß es sich hier um einen Edelstein handelt, der ganz besonderen Seltenheitswert besitzt. Die Habacher Smaragde sind übrigens insofern die schönsten Smaragde der Welt, als sie nach eingehenden vergleichenden Untersuchungen an Kristallen aller bekannten Fundstätten die größte Lichtbrechung aufweisen. Das aber bedeutet, daß von allen auf der Erde vorkommenden Smaragdarten die Habacher Steine das beste Feuer haben. Das Smaragdorkommen im Habachtal weist nach seiner Lage eine ganz einzigartige Besonderheit auf. Während man sonst gewohnt ist, nutzbare Lagerstätten im Flachland und Alpenvorland in der Tiefe der Erde oder zumindest an der Talsohle zu finden, muß man hier die Smaragde mitten im Hochgebirge, in Höhen von zweitausend Meter und darüber, suchen. Hier müssen unter sehr schwierigen klimatischen und sonstigen Lebensbedingungen bergmännische Arbeiten durchgeführt werden, hier muß die Belegschaft wohnen und unter Verzicht auf die einfachste Bequemlichkeit aushalten.

Das Habachtal ist eines der großen Täler, die vom Lauernhauptkamm gegen Norden abfallen und ins oberste Salzachtal münden. Halbwegs zwischen den beiden Dörfern Bramberg und Neukirchen im Oberpinzgau bewachen die wenigen Bauernhöfe des Weilers Habach den Eingang ins gleichbenannte Tal. Von hier aus muß man zunächst etwa zwei Stunden talein wandern, bis man das Berggasthaus „Alpenrose“ erreicht hat. Hier heißt es dann, schon angesichts der Gletscher des Talhintergrundes, zunächst pfadlos am östlichen Talhang emporsteigen, bis ein schmales Steiglein entlang einem Graben aufwärtsführt. Am Oberende des Grabens öffnet sich plötzlich ein weites, von steilen Hängen eingefasstes Kar, dessen Abschluß vom Smaragdberg Oesterreichs und damit Deutschlands, dem 2822 Meter hohen Graukogel, gebildet wird. Fast senkrecht zieht durch die das Kar beherrschende Westwand des genannten Berges die smaragdführende Gesteinschicht, die durch Stollen aufgeschlossen wird. Der Weg führt zunächst am nördlichen Karhang weiter aufwärts bis zu dem schon lange vorher sichtbaren Knappenhaus, das man vom Boden des Habachtales in zwei Stunden erreicht. Aus rohen Felsbrocken ist die



Der kleinen Belegschaft dient eine aus großen Blöcken erbaute Hütte als Unterkunft.

Hütte erbaut, die, äußerst einfach eingerichtet, aber in wunder-
schöner Lage, 2200 Meter hoch, der kleinen Belegschaft Schutz
und Obdach bietet. Von hier muß man noch eine halbe
Stunde auf einem nur teilweise gesicherten Felsenpfad an-
steigen, um endlich zum Stolleneingang zu gelangen.

Alle diese Umstände, vor allem aber die Höhenlage und
schwere Zugänglichkeit, tragen wohl Schuld daran, daß
geschichtliche Quellen über dieses Smaragdorkommen nur
sehr spärlich vorhanden sind. Die Wissenschaftler halten es
für wahrscheinlich, daß schon die Römer, die ja über den
Lauernkamm vorgedrungen waren und zum Beispiel von den
Bewohnern des Landes den Goldbergbau übernommen
hatten, im Habachtal Smaragde gewannen. Fest steht aber,
daß dieses Vorkommen im 17. Jahrhundert bekannt war.
Denn in einer im Jahre 1727 erschienenen Bergwerkschronik
wird unter den „Erzen, Berg-Arten und Steinen“ des Herzog-
tums Bayern, zu dem damals zeitweise der Oberpinzgau
gehörte, ausdrücklich auch der Smaragd genannt. „Bach, ein
Dorf, wobey grüne Smaragde und blaue Amethysten ge-
brochen werden“, heißt es da. „Bach“ ist der alte Name des
Weilers Habach, der früher auch Heubach hieß. Die Aus-

druckweise „wobey gebrochen werden“ weist nicht nur auf
gelegentliche Funde, sondern auf eine Art bergmännischer
Gewinnung hin. Die Kenntnis dieser Funde ging dann wohl
in unruhigen Zeiten verloren, und anscheinend erst gegen Ende
des 18. Jahrhunderts wurde der Fundort wieder entdeckt.
In „Molls neuen Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde
1821“ beschreibt Jakob Frischholz diese Smaragdlagerstätte
sehr eingehend. „Diese Alpe ist der einzige Fundort in Europa,
der uns diesen Edelstein liefert“, schreibt der Genannte und
regt an, etwas Geld an die Ausbeutung der Lagerstätte zu
wenden. Doch bis zum Jahre 1862 beschränkten sich die
Funde auf den sogenannten „Smaragdpalzen“, eine Felswand,
von der die edlen Steine unter Lebensgefahr herabgeholt
werden mußten. Dann erst erwarb ein Wiener Juwelier den
Grund und Boden und begann mit der bergmännischen Aus-
beutung des Vorkommens. Von da an wurde der Smaragd-
bergbau unter wechselnden Besitzern weitergetrieben, wobei nach
und nach vier Stollen vorgetrieben wurden. Unrationelle Bear-
beitung und die Not der Zeit brachten dann einen Stillstand,
bis vor zwei Jahren der Betrieb neuerlich aufgenommen wurde.

Es wurde ein fünfter Stollen angeschlagen, der bis heute



Die Untersuchung des geförderten Gesteinsmaterials erfolgt durch Handarbeit.

auf 110 Meter in den Berg vorgetrieben ist. Alle Stollen liegen in der smaragdführenden Schicht übereinander. Die alten Stollen sind allerdings heute zum Teil verfallen, oder ihre Eingänge sind von Schutt überdeckt. Das eigentliche Muttergestein der Smaragde ist in der Hauptsache ein Glimmerschiefer. Die besten Stücke finden sich in den ganz weichen Glimmerlagen, in denen sich die Smaragdkristalle ungestört entwickeln konnten. Der Smaragdbergbau läßt sich in keiner Weise mit irgendeinem anderen bergmännischen Betrieb vergleichen. Abgesehen von den schon geschilderten äußeren Bedingungen muß man sagen, daß sich der Smaragdbergbau zu jedem anderen Bergbau ungefähr so verhält, wie die Arbeit eines Goldschmiedes zu der eines Hufschmiedes. Denn hier ist es nicht damit getan, daß man nur das Gestein aus dem festen Verband herausholt. Das gewonnene Gesteinsmaterial selbst muß erst wieder vorsichtig zerkleinert werden, um die kostbaren Edelsteine herauszulösen. Die Smaragde kommen in inniger Verbindung mit dem Beryll vor, einem Mineral, von dem sie sich chemisch, hauptsächlich durch die Farbe unterscheiden und das gerade im Bereich der hohen Tauern ziemlich verbreitet ist. Die guten Smaragdkristalle kommen nur in Einzelstücken vor.

Bei dieser Sachlage ist es natürlich auch ganz unmöglich, hier etwa einen Großbetrieb aufzumachen, da ja das rauhe Gebirge nur wenigen Menschen Platz läßt. Daher ist auch die Belegschaft klein, besteht nur aus einem Ingenieur,

einem Vorarbeiter und einigen Arbeitern, von denen einer ständig als Träger zwischen dem Tal und dem Bergwerk hin und her wandert. Schon um sechs Uhr früh wandern die Knappen, berggewohnte Männer aus dem Pinzgau, das schmale, nicht selten von Steinschlag bedrohte Steiglein zum Stollen herauf, um hier im Innern des Berges die edlen Steine aufzuspüren. Tritt schlechtes Wetter ein, das ja im Hochgebirge immer mit Schneefall verbunden ist, dann kommt es vor, daß der Stolleneingang von kleinen Lawinen überschüttet wird und erst wieder freigelegt werden muß. Mit kurzer Mittagspause am Stollen wird durchgearbeitet bis vier Uhr nachmittags. Dann geht es zurück zur Knappenhütte, wo jeder seinen „Sterz“, sein „Pinzgermus“ oder seinen Schmarren kocht und die Karten den Rest des Tages über für Unterhaltung sorgen. Der Samstag und Sonntag sind frei. Dann steigen die Knappen ab ins Tal, nur einer muß als Wache zurückbleiben, damit sich nicht unerwünschte Gäste an der Smaragdgewinnung beteiligen, wie das in früheren Zeiten öfters vorgekommen ist. Selbstverständlich kann auch nicht das ganze Jahr gearbeitet werden, denn der strenge Bergwinter verbietet einen Aufenthalt in dieser unwirtlichen und unzugänglichen Gegend. Erst im Juni oder Juli kann mit der Arbeit begonnen werden, die mit den ersten größeren Schneefällen im November ihr Ende findet — eine wertvolle Arbeit, die, ganz unbeachtet von der großen Welt, hier im Herzen der Tauernberge geleistet wird.



In der Dorfer Öd.

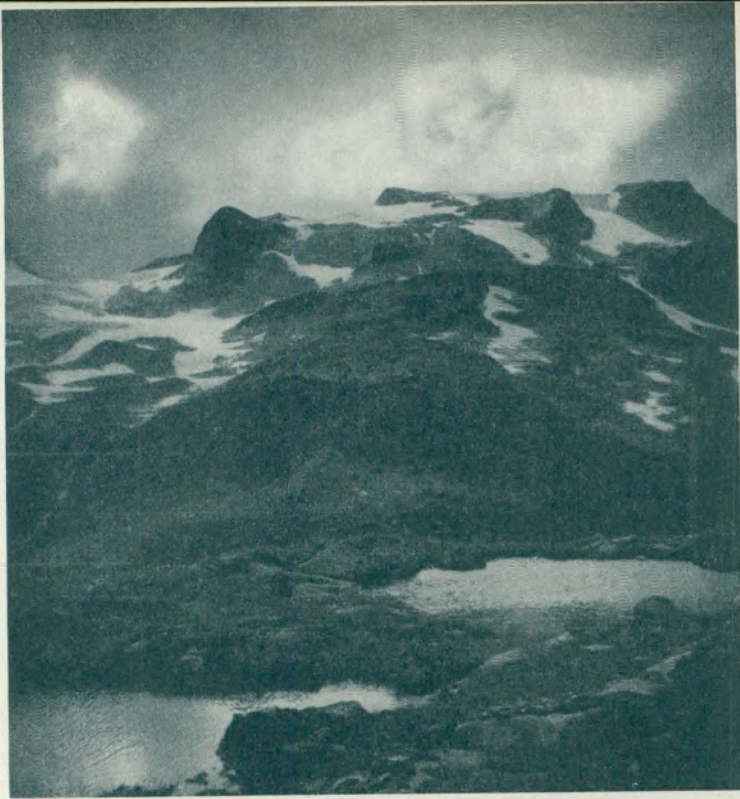
Naturschutzgebiet Hohe Tauern.

Von Walter Herkels.

Mit neun Lichtbildern von Professor Dr. Gerhard Reßmanith.

Schnür den Rucksack, schnür die Schuh und die Fiedel auch dazu . . . , so sang und klang es frisch und fröhlich die Dorfstraße entlang, als wir drunten in Salzburgischen in einem Gasthaus saßen und uns den Staub von den Schuhen schüttelten, den wir neben vielen neuen Eindrücken auf unserer Wanderung gesammelt hatten. Während uns die Melodie des kleinen Liedes noch im Ohre nachklang, als wir vor unserem Tische saßen und unser Brot verzehrten, packte ein fremder Wandersmann neben uns aus seinem Rucksack eine Menge Photographien aus, und da ihm eine davon wie ein loser Vogel auf den Boden flatterte die sich meinen Stuhlbeinen zu Füßen legte, hob ich sie auf und reichte sie ihm nach

kurze Drauffschauen mit der Frage hin, wo er denn diese herrliche Aufnahme gemacht habe. Da der Fremde aus meinen Worten ein ehrliches Interesse herauszuhören schien, zögerte er auch nicht mit der Antwort, und mir das Bild in die Hand gebend, sagte er freundlich: „Dieses und der ganze Berg von Bildern, die hier vor mir liegt, stammt aus dem Naturschutzgebiet der Hohen Tauern.“ Er tippte mit dem Zeigefinger auf die Spitze eines Alpenberges: „Dies ist das Riesfernhorn, und hier, hinter dieser Bergkette über den Himmelswand, über der der Landriegel thronet, hier schoß ich diesen Gams. Sehen Sie“, und er holte mit einem sicheren Griff in seiner Rucksack ein gutgewachsenes Gehörn hervor,



„was für eine Hackelung und was für Schläuche!“ Das Gehörn wanderte von Hand zu Hand um den ganzen Tisch herum. Wir konnten unseren Ausdrücken der Bewunderung nicht wehren; aber mehr noch als diese Jagdtrophäe hatten es uns die vielen Bilder angefan, die er uns nach und nach zureichte.

Was wir sahen? Berge und wieder Berge, sehr, sehr weit, an einem Horizont, der vielleicht gar keiner mehr ist, sondern schon Wolke und Nebeldampf; Alpenberge mit Schnee und Eis, Zacken und Grate, die wie eine Borte am Sims eines Fensterbretts das Blau des Himmels säumen, Schluchten und Talgründe mit einsamen Seen, die still und unergründlich in ihrer dunklen Tiefe ruhen. So, zwischen Anschauen und Erklärungen, entstand unsere Erzählung, die hier von einem Teil der Hohen Tauern berichtet, der eins der größten Naturschutzgebiete der Welt ist, das vor rund drei Jahrzehnten geschaffen wurde, aber nun schon seit Jahrhunderten in seinem jetzigen Urzustand besteht und übrigens das größte Naturschutzgebiet in Europa ist. Es liegt zwischen Großglockner und Großvenediger in einer Bergwelt der Dreitausender, schließt im Westen an den Lauerntamm an, wobei die Täler der Stubache, die Dorfer und Ammertaler Od, das Nassfeld und das oberste Felbertal bis zum Freigewänd eingeschlossen sind. Neunzig Quadratkilometer umfaßt dieser Park, nach Norden sollen ihm weitere dreißig Quadratkilometer vorgelagert werden.

Von München aus, von dem wir unseren Zirkel im Geiste schlagen, kann man schon die Reise unternehmen, aber auch Funsbruck ist ein günstiger Ausgangspunkt. Von da oder dort fährt man, wenn man das Stubachtal vornehmen will, bis Uttendorf, wenn man das Felbertal und die Ammertaler Od vorgesehen hat, nach Mitterfill, beides Stationen an der Pinzgauer Lokalbahn. Der Paß Thurn (1273 Meter) führt zu beiden Orten. Er gewährt schöne Ausichten zu den Riefen dieser Bergwelt. Von Ritzbüchel schaukelt auch ein Postautobus die Hänge entlang nach Mitterfill.

Die Augen der Menschen, die ihren Fuß einmal in dieses Bergland setzen, können hier satt werden. Durstig trinken sie das Weiß von den Gletschern und das Blaue vom Himmel, der wie ein Panzer darübersteht. Der Wanderer verbindet mit dem Besuch des Alpenparks gern einen Sprung ins berühmte Kaprunertal, zu dem er über den Moserboden und über das Kaprunertörl (2635 Meter) zum Tauernmoossee und zur Rudolfshütte kommt. Auch über den Kalfertauern (2512 Meter), von Süden her, durchs Drautal über Lienz und Osttirol, kommt ein Weg heran.

Der Globus ist hier ein verbeultes, zerklüftetes und zer-rissenes Stück Erde. Ungezählte Täler und Einschnitte scheinen sich hier auf den ersten Blick fast ohne ordentliche Regelung des Schöpfers gefaltet zu haben. Eine Gigantenfaust hat hier vor Zeiten, für die uns die Vorstellungen fehlen, brutal auf den schönen glatten Globus gehauen, so daß die Politur des Sternes „Erde“ wild herumsprang. Wir haben das dann später „Alpen“ genannt. Ein kleines Stückchen dieser Alpen im Salzburger Land, ein Stückchen der Hohen Tauern, soll so erhalten bleiben, wie es des Giganten Faust schuf: als Naturschutzpark. Geologen freilich — und sie müssen es wissen — führen die Kesseltalbildung des Stubachtals, des Tauernmoossee (2000 Meter), des Grünsees (1700 Meter) und des Weißsees (2200 Meter) auf Moränenwirkung zurück. Die mächtige, hohe Mittelmoräne zwischen Stubachtal und Dorfer

Von oben nach unten;

Granatspitze, vom Schafbichel aus gesehen.

Blick auf den St.-Pöltener Höhenweg.

Tauernmoossee mit Totenkopf.

V/VI/20

Ob trägt die „Wiege“ mit dem berühmten Wiegenwald und dem Wiegensee. Die Wasserkräfte hier sind nutzbar gemacht, und die menschliche Siedlung hat sich auch festgesetzt. Aber die Einsamkeit und die Stille sind geblieben, und man erhält sie sozusagen aus erster Hand. Allerorten ist das Gewaltige, das Heilige, das Großartige und Urzeitliche geblieben. Eine Wanderung über die Glanzscharte in die Ammertaler Ob führt in den vollkommen unberührten „Märchenwald“, in ein stets nur ehrfürchtig betretenes Gebiet. Uralte Stämme heben hier ihre Finger gen Himmel, von den grauen Bärten langer Flechten übersponnen. Junges Fichtengrün versucht im Moder gestürzter Bäume Nahrung zu finden. Granitblöcke liegen umhergesprengt da. Auf einem dieser Granitblöcke, der „Heidnischen Kirche“, haben Zirben und Lärchen Fuß gefasst, und über zwei durch eine Kluft getrennte Felsblöcke hat sich in einer merkwürdigen Umwandlung eine Kletterfichte gewunden. Wie lange mag es her sein, daß die herumliegenden Felsen — frisch ist der Glanz ihres Gesteins noch — sich oben in den Wänden gelöst haben und sich hier, zwischen buntfarbigen Algen, niedertaten?

Viele Hochmoore liegen hier wie große, reine Kinderaugen. Hierin spiegeln sich Wald, Gestein und schneebelegter Berggipfel in unverrückbarer Größe. Tief eingerissene Schluchten mit tosenden Wasserfällen und zahllosen Flußschnellen geben dem Bild eigenartige Reize. So, wie dieser Hochwald, der hinan- und herabklettert, muß wohl Urwald aussehen. Von Moosen und Flechten ist das Baumgewirr überwuchert. Wetterfichten und Zirben tragen dem Flechtenbehang. Helle Birken und Lärchen haben ihre dunklen Kleckse da hineingehängt.

Steinadler und Weißkopfsgeier horsten hier im Stubachtal. Lammhähner sorgen dafür, daß die Zirben nicht aussterben, denn sie schleppen die Zirbelnüsse überallhin. Das Murmeltier pfeift hier noch sein Lied. Gemsen, Rehe und Hirsche fliehen hier vor dem einsamen Wanderer, der heraufgestiegen ist. Auer- und Birkwild sieht der, der Glück hat. Über schroffen Graten segelt die muntere Alpendohle.

Manchen Paß könnte man hier unter die Stiefel nehmen, manchen Steig könnte man krazeln, oft gerade breit genug für einen Menschen, wenig begangen und steil, an urweltlichen Abgründen hängend, die der Sturm bestrich. Haben sich die Wasser der Sintflut eben erst verlaufen? Eine namenlose Einsamkeit umgibt dich, die unbegangene Wege vor dich breitet, vielleicht auch niebezwungene Gipfel und Grate vor dir aufbaut. Die Erdschöpfung scheint noch nicht beendet. Die Einsamkeit dieser Welt schreckt jeden in sich selbst zurück.

In der Schneiderau steht eine Unterkunft, eine Art Schutzhütte. Oberhalb liegt der Enzingerboden, noch vor zwei Jahrzehnten eine einsame Pferdeweide, mit dem hastig herabstürzenden Lauerntmoosbachfall. Aber um das mächtige Turbinenhaus haben sich einige Beamtenvillen und Arbeiterwohnhäuser festgenistet. Kurz vor dem Enzingerboden geht ein Steig ab, der über kleine Hochmoore mit ihren schönen „Lacken“, über schwellendes Moos zu den Wiegenköpfen führt. Eine eiszeitliche Gletschermoränenlandschaft ist dort aus dem zurückgegangenen Stubachgletscher entstanden. Seit Stunden steigen wir schon durchs Gebirge.

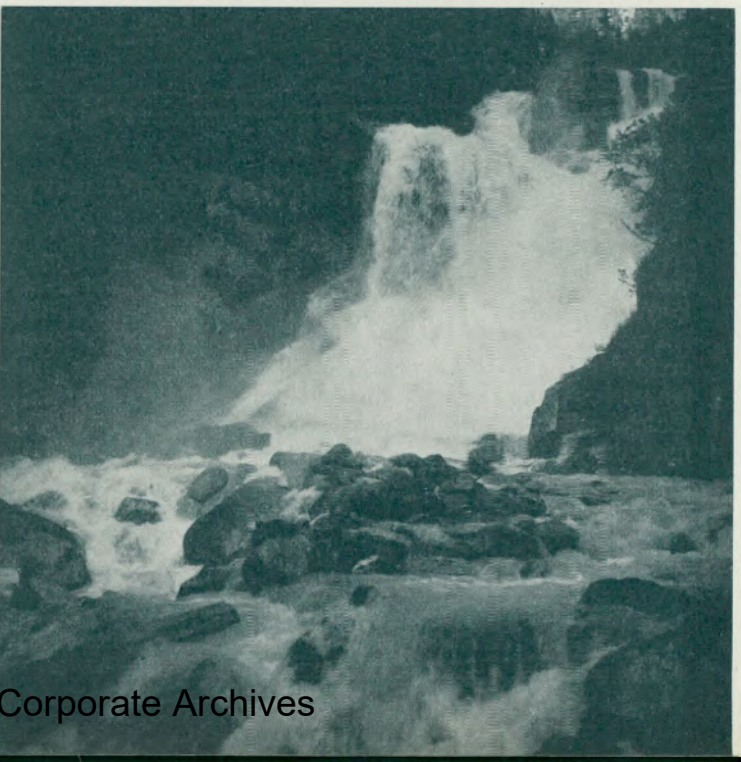
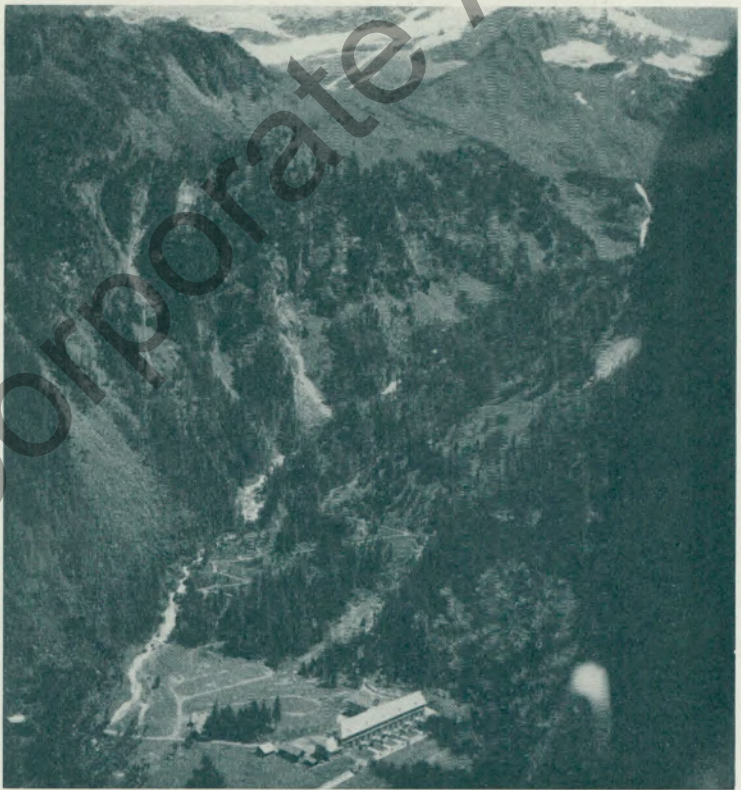
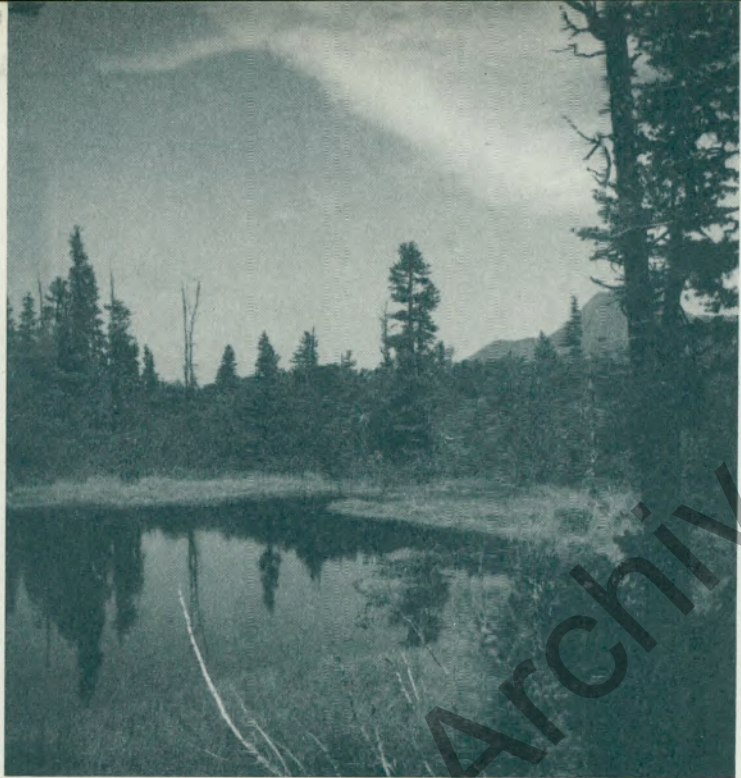
Als über den Wiegenwald jetzt ein Wolkenmantel geschleift wird, der alles, Baum, Strauch, Fels, Moose, Flechten, Sumpfpflanz und Wollgräser, zudeckt, da singt im hohen Holze ein Vogel. Ist es eine einsame Amsel? Oder ein Häher, der

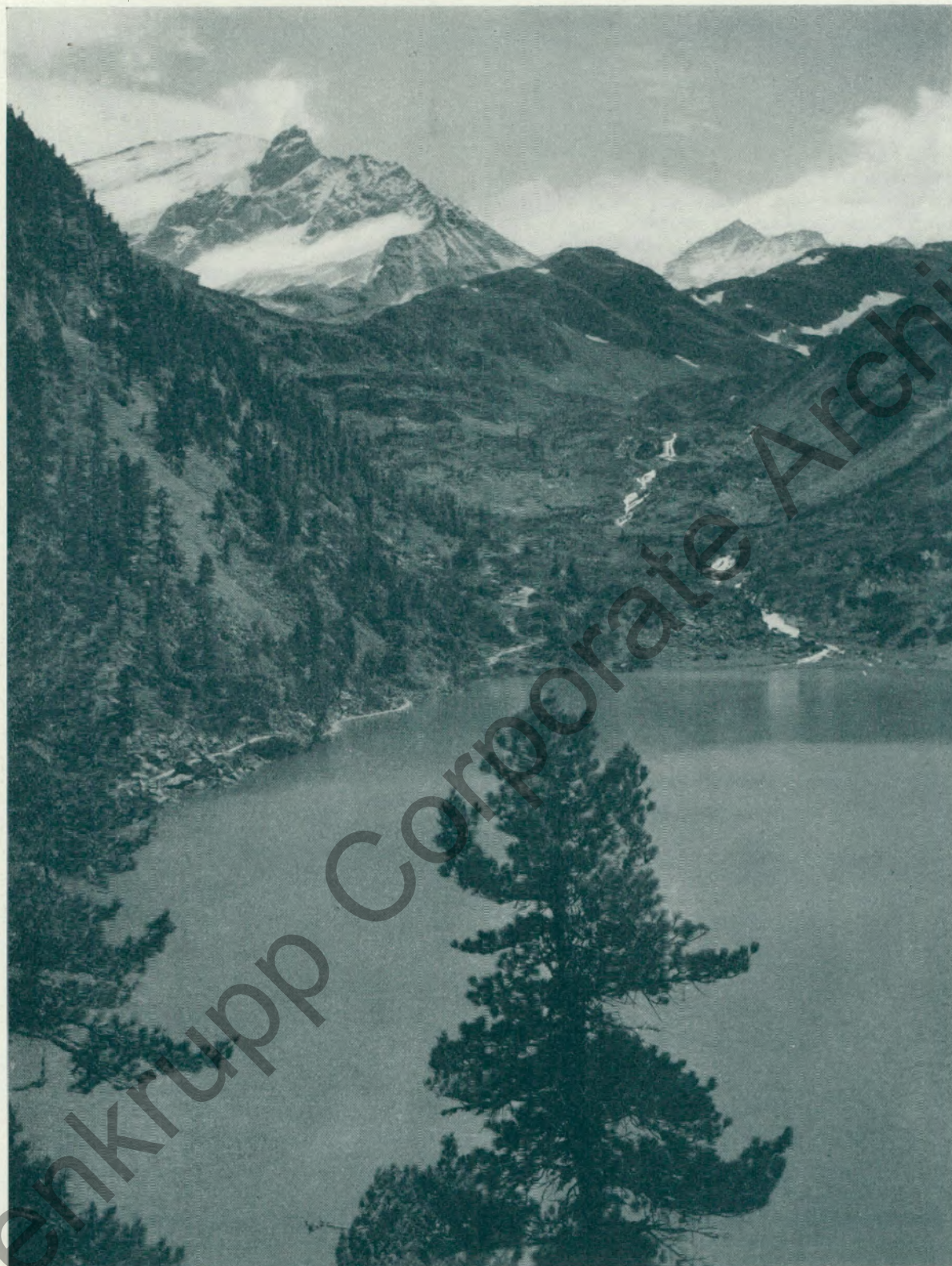
Von oben nach unten:

Hochmoor, Latschen und Zirben im Naturschutzpark.

Enzingerboden mit Stubachkraftwerk und Lauerntmoosbachfall.

Lauerntmoosbachfall.





Grünsee mit Granatspitzgruppe.

des Murmeltiers Pfiff, des Bussards Piu-piu oder der Amsel Lockruf meisterlich nachzuahmen versteht? Wieviel Zärtlichkeit und Tröstung liegt in diesem Ruf! Das ist dieser Berge ureigener Herzensston. Wer bald sind die Vorhänge der Wolken wieder fortgezogen. Da liegen nun, in der Spiegelung der Sumpfwasser, die Firne vom Riffsteinhorn bis zur Granatspitze umgestülpt in den klaren Seen.

Da ist der Grünsee. Das Kar rundum ist erfüllt vom Ge-

witz ragender Felsböcke; letzte Zirben, beschwörend ihr Astwerk gegen den Himmel hehend, haben sich darauf niedergelassen. In einem letzten Aufleuchten schimmern Alpenrosen. Weiter geht der Weg, kraxelt durch die Wirris von Geröll und Bergnarben, und immer wieder eröffnen sich neue reizvolle Perspektiven und neue Möglichkeiten. In einem berühmten Gletscherjochbrunn hat sich der Weißsee gebildet, der selbst im Hochsommer überartischen Landschaftscharakter hat.



Im Wiegenwald.

Voll erregender Unrast scheint hier die Luft zu sein. Überdeutlich springt das alles in die Sinne: sommertags die Eisschellen im Weißsee, das offene phosphoreszierende Wasser am Seerand, seeeinwärts die rissige Eisfläche, lichtüberflutet das Sonnenlichtes in bizarrer Schönheit. Die, die auf den Matrasenlagern der Rudolfshütte über Nacht eine Bleibe gefunden hatten, haben oft den kalten den Gletscher bemerkt, ehe sie zum Kaiser Tarnkreuz (2512 Meter), dem niedersten der Tauern, emporgestiegen, um von dort die ganze Schönheit der Bergwelt, die sich bis zu den Tiroler Gipfeln aufstaut, zu erleben.

Aber es gibt der Pässe und Steigen innerhalb des Parkgebietes ungezählte.

Man fragt sich oft, was das für Leute sein müssen, die dort wohnen. Im Winter werden in den hohen Tauern noch die

Raubnächte gefeiert, drei lange Monate hindurch dringt in manches der Häuschen der Bergbewohner kein Sonnenstrahl. Um so ungemüher wird dann dort der Tag gefeiert — es ist der 4. Februar —, wenn die Sonne wieder die Herrschaft antritt. Es ist — vermutlich — der alte Zauber der Fasenächte. In Perchtenmasken springen die Männer umher und jagen dem Weibsvolk Schreck und Angst ins Gebeir.

Sollte der Wanderer nicht dankbar sein, wenn er einmal in diese großartige Landschaft geführt wird? Der Wunder gibt es keine, doch des Wunderbaren so unendlich viel. Sind diese Berge nicht ein Wunderbares?

O schöne Ostmark! Wie du dich verschwendest im Zauber deiner Bergwelt: laß dich grüßen! Viele Male werden wir noch den Rucksack schnüren. Wir wollen es dir schriftlich geben.

Der Wald.

Von Max Mell.

Hast du einmal einen Standort gewählt, einen näheren oder einen ferneren, wo du den besonnten Waldrand ganz vor dir hast und die erste Erhebung des ansteigenden Waldberges dazu, so bist du schwer weiter zu bringen: so etwa beginnt ein sommerliches Selbstgespräch. Es gibt viel zu schauen, und du willst viel schauen: dazu bist du an diesem schönen Tag in den Wald gegangen; wir leben davon, Gestalten zu suchen. Nicht lang, so fängst du in deinem Betrachtenden denn auch zu spielen an, mit Vorstellungen und, nach deiner Weise, mit den dazugehörigen Worten, suchst Ausdrücke für das, was du siehst, bringst es mit dem zusammen, was du gesehen hast, und findest so wie oft dein Vergnügen daran. Waldbäume wie die vor dir hast du dein Leben lang immer wieder gesehen; aber was du an ihnen hast und was du von ihnen weißt, hast du noch nicht ausgesagt und dich wohl nicht einmal genug um das Bild gekümmert, mit dem sie doch in dem Schaß deiner Vorstellungen stehen. Darüber fühlst du dich auf einmal beschämt: ist nicht vielleicht eine Gelegenheit da, ein wenig von dieser Schuld abzutragen? Ja, da mußt du dich aber ganz von neuem um die Waldbäume bekümmern. Solch ein Neubeginnen macht munter, und schon bist du willig, von deiner Stelle aufzubrechen und sachte in den Wald einzubiegen.

Noch sind hier seine Randgebiete, der Baumbestand ist abwechslungsreich und von Unterholz gefüllt, du kreuzest Wasserlein, die zu den Wiesen im Tal streben, sie sind hier schon lebhafter und haben kleine Schluchten und Berglein ausgeformt, und über Farnkraut und Beerenlaub, über Böschung und Erdhöhle, die dir wohllich dünkt, stehen sie, Nadelbäume und Laubbäume, an den lichtereren Plätzen in ganzer, noch nirgends am Wachstum geschädigter Gestalt. Du machst dir klar, was jedem zuvörderst eigen ist und ihn auszeichnet, und ordnest deine Augenerlebnisse. Am Ende hast du festgestellt, es finden sich immer ein Laubbaum und ein Nadelbaum von ähnlichem Wesen. Da ist also Buche und Fichte. Wie gegensätzlich erscheinen sie zunächst! Die Buche breitet ihre Äste in Schichten grünen Blattwerks aus, von der Fichte hängt's feierlich wie Fahnen. Doch du hast etwas anderes empfunden: gemeinsam ist ihren Trieben und jungen Ästen, nach außen zu weisen, feurig sich zückend die der Buche, mit stillem klarem Fingerzeig die der Fichte. Du wägst die Worte und entscheidest dich dafür, als das Verwandte ihrer Baumgestalten anzusehen: Lust nach außen zu streben. Bei Birke und Lärche: Lust sich zu verschleiern. Bei Eiche und Kiefer: Lust sich zu ballen. Das siehst du in Waldrand und Waldwand gewebt und bist fröhlich gewillt, das, was du dir so zurechtlegst, mit heimzunehmen so gut wie sonst einen Fund, den der Wald bietet.

Liefer gegen den Kern des Bergzugs hin triffst du vornehmlich Fichten an. Du betrachtest die schweigsame Gesellschaft in ihren Talaren. Mit dunkler Zeichnung legt der oberste ins Licht gehobene Trieb vor den Himmel oder vor den fernen blauen Berg ein feines Kreuz. Welche Kraft, zum Licht zu streben, in diesem höchsten starken geraden Trieb, aber ebenso stark in denen darunter, vieren und fünfen, die als Aufgabe haben, sich im Winkel zu ihm zu halten. Du gehst längs des Abhangs, ein tiefer stehender junger Baum reicht dir seine Spitze herauf, du siehst sie dir wieder einmal an: oder gestehe, hast du sie schon einmal aufmerksam genug betrachtet? Sie ist ein Zeppter. Zu höchst ist es besetzt mit einem Knäuf, einem Nestchen der jüngsten frischgrünen Nadeln. Und mit solchen ist der ganze starke Griff ringsum besetzt, sie sind hart und kriegerisch und krümmen sich leicht gegen den Schaft. Manchmal gibst du einen Absatz mitten in der steilen

Flucht von hinankletternden Nadeln, es sieht aus wie eine eigenmächtige Rast, die sie sich gestatten: da sitzt unter einer Nadel, der sich sogleich noch zwei kleine Nebenkrallen gesellen, ein braunes knospiges Knötchen, das wiederholt sich einige Male bei der ganzen Wanderung um den schlanken Körper und oben, gleichsam als Vorspiel zum höchsten Knäuf, sammeln sich mehrere. Das wird im nächsten Jahr sich auffalten zu einem Quirl von neuen Trieben und einen neuen jüngsten Sproß, ein neues Zeppter aus dem Nest der grünen Nadeln emporsenden: aus den Knöspchen, die da rings um den Schaft mit angelegt sind, brechen dann gleichfalls neue Seitentriebe, die vielleicht niemals groß werden, aber in ihrer Anzahl ist das Wachstum gesichert. Du wirst inne, daß in dieser Gestalt die Schönheit des Zeppters liegt; eben darin, was den künftigen Sinn der Teile vorausdeutet, es ist also die Schönheit der Jugend. Sie ist es, die dieses Ragen des Triebes in die Himmelsluft so stolz und frei macht. Und du vergleichst den Wipfeltrieb erst gern dem Zeppter, da du fühlst, wie Geselligkeit hier waltet und Geselligkeit sein Sinn ist.

Indessen, rückst du das einzelne betrachtete Stück an seine Stelle zurück und wendest den Blick nach dem Waldumkreis, siehst Baum an Baum, Wipfel an Wipfel, da entschwindet dir dieser Vergleich. Du musterst den Zackenrand der Bäume vor dir und bemerkst, wie wenige die Schönheit der Jugend behalten und dir noch einmal die Vorstellung des Zeppters erwecken könnten oder nur die der Kerze. Es gibt neben den schlanken und feinen schräggelegte und gekrümmte in nicht geringer Zahl, und du erspähst wohl gar einen und den andern, den eine Wucherung entstellt. Wir sehen ähnliche, scheinbar gleiche Lebensbedingungen, die Wipfel aber erzählen stumm von den Einzellosen. Sie erzählen, und daß sie erzählen, das macht den Wald. Das Wachstum der Bäume schließt sich mit dem Dasein und dem Wachstum anderer Lebewesen zusammen, die sich alle erkennen und die entschlossen sind, einander zu brauchen. Wald ist das Wort für ein Zusammenleben, und wie die Willenskräfte der großen und der kleinen Wesen zu feiner Reibung aneinanderkommen, das ist es, was den Wald mehr sein läßt als eine Menge Bäume, die mit Ziffern genannt werden kann. Auf jenem schlanken Wipfelzeppter, das ich vorhin mit der Krücke meines Stockes zu mir bog, saß zwischen den grünen Nadeln ein kleiner grüspanfarbener Rüsselkäfer. Erst blieb er noch in seinem Tun dem saftigen Holz zugewendet, dann merkte er, daß etwas vor sich ging, er legte sich auf den Rücken und stellte sich tot. Nach einer kleinen Frist zappelte er mit den Beinchen, hielt dann wieder still; zappelte wieder; zuletzt ließ er sich fallen. Nun, ich hätte ihn eigentlich nicht stören wollen; obwohl es im Augenblick wenigstens nicht geschadet hat. Nahe dem Ort, wo er ertappt worden war, stand ein winziges klares Tröpfchen Harz. Die Finger, die sich um den Schaft geschlossen, glänzen. Sie kleben und duften wunderbar vom herben, atemstärkenden Harz. Der kleine Gierige hat es hervorgehockt, aber vielleicht ist er gar nicht anders gierig als dieser starke Wipfelschaft, der so schnurgerade nach dem Himmel zeigt. Kann sein, daß dem nun bestimmt ist, späterhin keiner von den ganz schönen zu sein. Und kann sein, daß es doch ganz gut ist, wenn der Mann mit den Zahlen im Kopf durch den Wald geht, wenn er nur auch scharfe Augen hat. Am Ende aber: es ist eben Wald. Vieles lebt da zusammen, eines braucht das andere, und eines verbraucht das andere, wenn es kann; aber wir müssen es schon glauben, daß von einem innersten Kern auch ein Trachten ausstrahlt, die Wesen aufeinander abzustimmen, daß einem jeden seine glückliche Frist im Lichte gewährt ist.



Der Sieg des nordischen Löwen.

Denkmal in der Nähe von Narwa, wo Karl XII. die vierfach überlegenen Russen unter Peter dem Großen im Jahre 1700 vernichtend schlug.

Alt-Narwa – Grenzfestung zwischen zwei Welten.

Eine Reise in den nordostbaltischen Grenzwinkel von Vitalis Pantenburg.

Mit sieben Aufnahmen des Verfassers.

Kaum merklich gewandelt ist das baltische Küstenland östlich von Narwa. Hier gibt es Ackerland genug und Weide. Selten nur brauchten die russischen Grenzwächter für die Petersburgstraße Gasen durch Wald zu schlagen. Liegt die viel-türmige Hauptstadt Narwa einmal hinter uns, so vermeint man, daß sich noch nicht allzuviel geändert haben könnte, seitdem die Russen vor zwanzig Jahren ihren Herrschaftsanspruch auf Estland aufgeben mußten. Nur hin und wieder wird die Reihe der aus der Vorkriegszeit stammenden anspruchlos grüngezeuerten Besehne von einem Neubau unterbrochen. Eintönig ist das landschaftliche Bild, und man kann sich gut vorstellen, wie die eisigen Gänge aus der russischen

Ebene im Winter herüberfegen werden, ohne Widerstand zu finden.

Einmal nur recken sich die Ruinen des stolzen Ordenschlosses von Wesenberg auf dem Buckelrand eines Hügels über das flache Land. Kaum aber gibt es eine größere Ortschaft, aus der nicht die gelblichen oder himmelblauen Zwiebeltürme einer russischen Kirche herausleuchten als Beweise für den immer noch starken Einfluß jener uns in ihrem Ritus so seltsam anmutende den merkwürdigen Kirche. Auch heute noch gehört ihr ein Teil der Bevölkerung in gutem Glauben an.

Aber auch in dieser fernsten Randzone ist der rastlose Zeitgeist



Zwei Symbole — zwei Welten.

Über den doppelköpfigen Adlern der weißen Zaren an der Narowabrücke das hochragende Schloß des livländischen Ordens, die Hermannsfeste.

der Industrialisierung, des technischen Fortschrittes einge-
drungen. Im fahlen Dämmerlicht des Spätsommerabends
stehen die dunkeln Silhouetten der Rauchwolken mächtiger
Fabriken gegen den nördlichen Himmel. Hier wird Tag und
Nacht mit Hochdruck gearbeitet. Die graue Weite dieses
baltischen Küstenstriches birgt kaum ein paar Meter unter
ihrer fruchtbaren Humusschicht ungeheure Reichtümer. Hier
liegt Öl — in sehr erheblichen Mengen sogar. Allerdings in der
selteneren festen Form von „Brennschiefer“, der in kompli-
ziertem chemisch-technischen Prozeß erst aufgeschlossen werden
muß. Immerhin gewinnt man aus 100 Tonnen Ölschiefer
20 Tonnen Öl und eine Menge nützlicher Nebenprodukte.
3000 Millionen Tonnen soll die Erde zwischen Finnengolf
und Peipussee enthalten. Das ist reines „Gold“ für das sonst
nicht gerade reiche Agrarland Estli.

Ob man sich freilich des Friedens und gesunder wirtschaft-
licher Aufwärtsentwicklung noch lange wird erfreuen können?
Niemand vermag darauf eine präzise Antwort zu geben, so
lange der unangenehme rote Nachbar so gefährlich-unbe-
rechenbar und stets „Gewehr bei Fuß“ hinter den dichtver-
maschten Stacheldrahtverhauern jenseits des Narowflusses
steht. Vor der nächsten sowjetrussischen Fliegerbasis sind es

vielleicht 80 Kilometer bis zum Zentrum der Ölschiefer-
industrie!

Dieser Eindruck verstärkt sich unwillkürlich in der Grenz-
stadt Narwa. Der alte feste Platz hat bereits seine Er-
fahrungen aus vielhundertjähriger, ungemein wechselvoller
Grenzgeschichte. Dänen, Schwertritter, Russen und Deutsche
waren nacheinander die Herren der wehrhaften hochragenden
Hermannsburg und der gewaltigen Bastionen um die präch-
tige Stadt. Alt-Narwa bietet innerhalb des sternförmigen
Schanzensystems eine wahre Fundgrube historisch interessanter
Dinge. Alle Perioden haben sich in noch gut erhaltenen Bau-
werken ausgeprägt.

Mehr als ein Jahrhundert (1219 bis 1346) waren die
Dänen Herren und zugleich eigentliche Gründer der durch
ihren Handel mit den Nowgorodern rasch aufblühenden Ufer-
siedlung. Fast zweihundert Jahre wehte über dem Bergfried
„Langer Hermann“ der Ordensburg die Fahne mit dem
Balkenkreuz der livländischen Schwertritter. Starke Ring-
mauern und Türme deckten in dieser Zeit den vordem offenen
Ort gegen die oft überraschend erfolgenden räuberischen Ueber-
fälle der Moskowiter. Daran schließen sich drei Jahrzehnte
russischer Herrschaft an.



Die Narwa.

In die Länge und Breite gebaut wie ein altkosakischer „ostrog“ liegt auf einem Plateau jenseits der Narwa die Feste Zwangorod, in Bogenschußweite von der Hermannsfest.

Danach diente Narwa den Schweden als Grenzfeste gegen Moskaus Westoffensiven zum Baltischen Meer hin. Pontus de la Gardie entriß sie 1581 den Russen. Bis 1704 hielt Schweden in seiner glanzvollen Großmachtzeit Narwa als einen der wichtigsten strategischen Eckpunkte im Ring seiner Ostsee-Randlande. Starke, breite Wälle, niedrige Artilleriebastionen, die auch heute noch teilweise sehr gut erhalten und durchaus nicht ganz wertlos sind, gaben wirksamen Schutz gegen die immer wieder heranbrandenden Russenstürme. Im Schutz seiner zu jener Zeit als unüberwindlich geltenden Wehr entwickelte sich Narwa durch den Handel gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einem ungewöhnlich reichen Gemeinwesen. Aus dieser Zeit stammen fast alle jene prachtvollen festgefühten Patrizierhäuser, die auch heute noch recht ansehnlich wirken. Zum großen Teil tragen die einflußreichen Alt-Narwaer Geschlechter gutdeutsche Namen: Michael Schollbach, Kramer, Berndt Erich, Staël von Holstein, Christoph Schwarz, Eduard Gutthoff. Zweifellos handelt es sich bei ihnen um deutschstämmige Baltenfamilien.

Noch einmal zwang der schwedische Löwe den Moskowiter in jenem berühmt gewordenen herrlichen Waffengang bei Narwa zu Boden. Im Jahre 1700 Flug der letzte große

Schwede Karl XII. nahe der Stadt die um das Vierfache überlegenen Russen in die Flucht. Aber nur vier Jahre später war Peter der Große wieder da. Narwa mußte schließlich doch die weiße Flagge aufziehen. Es war der Auftakt zu Schwedens Niedergang. Der Weg zum Meer war für die Russen endlich frei, die baltischen Küsten kamen bald vollständig in ihre Hand. Bis 1918 blieb Narwa russisch. Überall wurde versucht, alles gründlich zu russifizieren. Die orthodoxe Kirche wurde als Hauptkampfmittel eingesetzt. Aber diese hat ebensowenig wie die einsetzende Industrialisierung der Stadt Narwa ihrer im Grunde schwedisch-deutsch-baltischen Charakter nehmen können.

Jenseits der Narwa liegt, breit auf einem natürlichen Plateau hingebaut wie ein altkosakischer „ostrog“, die Burg „Zwangorod“. Großfürst Iwan III., der „Staatenstümmler“ und Begründer des Großmoskauer Reiches, begann 1492 mit ihrem Bau. Später residierte zuweilen auch Iwan „Grosni“, der „Gewaltätzig-Grausame“ hier. Gut gedeckt birgt sie in ihren starken Mauern die zwiebeltürmige russische Burgkirche. Aber auch ohne dieses Charakteristikum ist uns Stil und Anlage der „Zwangorod“ fremd. In ihrer eigenartigen Romantik jedoch wirkt sie auch wieder anziehend.



Aus Alt-Narvas Blutzzeiten.

Das prachtvolle Palais des Bürgermeisters Johan Christoph Schwarz aus dem Jahre 1666
Links zwischen den Leuchten der Eingang zum Hause des Festungsbauers Oberleutnant Straël von Hoffstein.

Hermannsburg und Ivans Feste liegen sich gegenüber wie zwei Welten, die sich nie verstehen werden: der Norden steht hier gegen Asien. Deutlich bestätigt das Stadtwappen von Narwa, in dem ein nordisches Geradschwert über einer moskowitzischen Krümmgabel dargestellt ist, diese schicksalhafte Bestimmung.

Hüben wie drüben liegen heute estnische Truppen in den alten Kasernen innerhalb der Burgen, und der Stab der Narwaschen Division führt gewiß kein allzu beschauliches Dasein. Peitschenschärfen hallen die Abschüsse der sich im Scharschießen übenden Soldaten von den Bastionen der Feste

Ivangorod über den St. m. Die jedem Besucher mitgegebenen Posten achten sorgsam darauf, daß die Kameraverschlüsse nicht verbotenerweise klicken. Hier und da wird geschätzt, auch möchte man nicht, daß Fremde das Bild der Stadt von den überragenden Türmen her auf ihren Filmen festhalten.

Narwa sah nach einem kurzen Intermezzo deutscher Okkupation im ausgehenden Weltkrieg den Auftakt zu der estnischen Freiheitskämpfen. Hier auch wurde deren glückliches Ende entschieden. Dazwischen liegt das Hin und Her grausamster und blutigster Auseinandersetzungen, in denen die radikalen



Wie ein Bild aus einer deutschen Kleinstadt des Mittelalters.
Rechts der Eingang zur Renaissance-Kirche der deutschen Gemeinde zu Narwa (1641 begonnen).

Arbeiterbataillone Leningrads weißrussische Truppen, finnische Freiwilligenverbände und britische Marinestreitkräfte ein besonderes Kapitel nordbaltischer Nachkriegsgeschichte schreiben. Schließlich obsiegt doch der unbändige Freiheitsdrang der Esten unter freilich selten günstiger Konstellation.

Einer beachtlichen Bevölkerung von noch zehn Kilometer Tiefe vermochten die Esten General Laidoners östlich der Narowa vorzuschieben. Dort stehen auch heute noch die blau-schwarz-weißen Grenzschle des frei gewordenen Nordbaltenslandes. Zwischen dem Fluß und der Grenze wohnen fast nur Russen. Wie glücklich mögen sich die auch heute noch nicht

mit materiellen Gütern gesegneten Bauern diesseits der Stacheldrahtzone schätzen, wenn sie ihr Los mit dem des völlig rechtlosen und verflachten Kolchosbauern in dem roten „Paradies der Arbeiter und Bauern“ vergleichen.

Raum irgendeiner längs der etwa 4500 Kilometer langen sowjetrussischen Westgrenze mag man so stark das Gefühl der Hochspannung empfinden, einer so scharfen Schneide zwischen zwei fremden Weltern, wie hier. Wo der eine — weil zudem noch der so sehr unterlegene — immer gewärtig sein muß, daß der andere zu verheerendem Schläge ausholen wird. Und das Geleß des Handels liegt offensichtlich drüben beim roten



Das Zeichen der estnischen Freiheitskämpfer am Eingang zum Heldenpark bei Zwargowod. Ganz in der Nähe standen 1918 die äußersten Posten der deutschen Okkupationsarmee.

Reich. Es wird diktiert von dem nie als aufgegebenen Wunsch, wieder an die Küsten des Baltischen Meeres heranzukommen.

Um ein für allemal Ruhe vor den höchst unerfreulichen Grenzwischenfällen zu haben, errichteten die Esten ein dicht versponnenes, mehrere Meter breites und etwa mannshohes Stacheldrahthindernis längs der ganzen Grenze vom Firnischen Golf bis herunter an den Peipus. Ständig wird der Laufdamm hinter dem Verbau von Posten des als Elite-truppe geltenden Grenzschutzes begangen. Indessen zeigen sich die Notizen nur selten und anscheinend höchst ungern. Hinter dem Estenzaun ist erst ein „Niemandland“ von vielleicht hundert Meter Tiefe. Dann kommt die sowjetrussische Sperre von vierfach gestaffelten Stacheldrahthindernissen. Damit nur ja kein „Unbefugter“ hineinschlüpfen oder etwa illegal das Reich Stalins verlassen könnte.

Die estnischen Posten wissen zu berichten, daß „drüben“ eine Zone von zwanzig Kilometer Tiefe vollkommen von der Zivilbevölkerung ausgeräumt sei. Überall in dem unübersichtlich wilderwachsenen Grenzgebiet seien gut getarnte MG.-Nester und betonierete Geschützstellungen schachbrettartig und tief gestaffelt verteilt. Nie würden die SM.-Posten allein, sondern stets als Doppelposten Patrouille gehen — damit einer der anderen immer konzentrieren könnte. Eine Maßnahme, die zu bestimmten Schlüssen anregt.

Das „rote Paradies“ aber lockt heute kaum noch Gutgläubige oder Verbehrte an, mag auch der riesige, eben etwas verblichene hölzerne Triumphbogen über der hier linealgeraden Eisenbahn nie mit dem aufreizenden Transparent „Proletariat aller Länder, vereinigt euch“ noch soviel verzeihen.



Das „Tor zum roten Paradies“.

Links ein mächtiger Corjzet-Sünffstern, über dem triumphalen Bogen auf Russisch das Transparent:
„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Eine halbe Wegstunde nördlich der Bahn überquert eine Landstraße die Grenze. Aber auch hier ist sie plötzlich hermetisch abgeriegelt durch Stacheldrahthindernisse. Ein einziger Kraftwagen hat diesen Eingang ins Moskauer Reich im Jahre 1938 benutzt. Es war ein estnischer Diplomat, der nach Leningrad fuhr. Hohes Gras und Disteln wachsen zwischen dem Schotter. Eben ist ein Trupp Männer dabei, die zackige Hecke noch dichter zu verflechten. Argwöhnisch betrachten ab und zu die von ihren hohen hölzernen Wachtürmen herunterspähenden sowjetrussischen Posten durch ihre Gläser, was hier vor sich geht. Allzu ungewohnt ist der Besuch eines Kraftwagens mit Fremden gerade an dieser Stelle.

Auch die Esten haben einen hohen Auslug unmittelbar neben den Weg gebaut. Weit kann man von hier aus die schnurgerade gezogene Straße überblicken. Gen Westen endet sie genau im „Langen Hermann“ der Narwaer Ordensburg, nach Osten verliert sie sich in der endlosen Ferne der russischen Ebene. Gerade braust drüben eine Kolonne grauer schwerer Kraftwagen daher, eine gewaltige Staubschwärze

hinter sich herziehend. Truppenwechsel, Arbeitskolonnen, Materialtransporte?

Sie haben doch noch Ehrgeiz, diese Sowjetrussen — im Bau ihrer Wachtürme. Erst errichteten sie einen 25 Meter hohen, dann fühlten sich auch die Esten zu einem Auswachturm veranlaßt. Der ist wohl an die 35 Meter hoch geworden. Kurz darauf wuchsen aus dem russischen Buschwald drüben zwei weitere, mindestens 50 Meter hohe Türme. Und bei diesem Rekord ist es vorläufig einmal geblieben.

Hier hat Europas zivilisierte Welt ihre äußerste Grenze. Sie ist höchst einfach stacheldrahtversperrt nach Osten hin. Jenseits Argwohn, Mißtrauen, bewußte hermetische Abschließung gegen alles, darin die übrigen Völker ihr Heil sehen, diesseits aufgeschlossene Menschen im ganzen tiefen Ernst ihrer schweren Verantwortung, eifersüchtige Grenzer, die gern berichten, wie man sich zu schützen versucht gegen den Willen zur Vernichtung all dessen, was man hier verehrungswürdig findet.

Der Wirtschaftskrieg.

Von Diplombolkswirt Heinrich Hellmer.

Der Wirtschaftskrieg ist — im Gegensatz zur Kriegswirtschaft und Wehrwirtschaft — eine seit Jahrhunderten in den kriegerischen Auseinandersetzungen der Völker bekannte Form der Kriegsführung. Bis zum heutigen Tag gilt er als ein bewährtes Mittel zur Störung bzw. Zerstörung der feindlichen Wirtschaft und damit der gegnerischen militärischen Widerstandskraft. In diesem Sinne, das heißt zur Unterstützung bzw. schnelleren Erreichung des militärischen Kriegszieles, ist der Wirtschaftskrieg stets angewandt worden, was einleitend an drei besonders markanten Beispielen aus der Geschichte nachgewiesen werden soll.

I. Historischer Rückblick.

Die Kontinentalsperre.

In der neueren Zeit ist der erste, auf großer Basis geführte Wirtschaftskrieg die von Napoleon gegen England verhängte Kontinentalsperre zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Napoleon sah sich zu diesem Vorgehen gezwungen, weil sich die beabsichtigte militärische Bekämpfung des Inselreiches als unmöglich herausstellte. Der Imperator wollte zwar seine Truppen über den Kanal setzen und die Engländer im eigenen Lande schlagen, scheiterte jedoch schon vor dem eigentlichen Versuch an der Tatsache der gewaltigen britischen Flotte von 500 Kriegsschiffen im Ärmelkanal. Da er dieser Macht zur See nichts entgegenzusetzen hatte, kam er auf den Gedanken, seinen gefährlichsten Gegner dadurch zu schlagen, daß er den englischen Handel auf dem gesamten europäischen Festlande ausschloß. Denn ohne Absatz auf dem Kontinente war England „ein König ohne Untertan“, „ein Papst ohne Kirche“.

Den Anfang der Kontinentalsperre bildete das Berliner Dekret vom 21. November 1806. Es bestimmte im wesentlichen: 1. Verhaftung aller englischen Untertanen. 2. Abschneidung aller Verbindungen des Festlandes mit England durch eine Blockierungserklärung. 3. Konfiskation sämtlichen englischen Eigentums. Trotz einer Verschärfung der Sperremaßnahmen durch das 1. und 2. Mailänder Dekret vom November und Dezember 1807 trat die erhoffte Wirkung, der Staatsbankrott Großbritanniens, nicht ein. Eine gänzliche Unterbindung des englischen Handels war bei der ungeheuren Ausdehnung der Sperre einfach nicht möglich. Der gewaltige, systematisch betriebene Schmuggel und die außerordentliche Bestechlichkeit der mit der Überwachung betrauten Beamten veranlaßten den Kaiser deshalb, eine Änderung seines Blockadesystems vorzunehmen.

Durch das Dekret von Antwerpen vom 2. Juli 1810 wurde die strenge Absperrung durch den Finanz- und Schutzoll ersetzt. Ein Schiff durfte nur dann einen festländischen Hafen anlaufen, wenn es eine von höchster Stelle unterzeichnete Lizenz besaß, die gegen Zahlung eines hohen Entgelts zum Handel berechnete. Auf Vorschlag der englischen Regierung gestattete Napoleon sogar gegen Barzahlung die Ausfuhr französischen Getreides nach dem Inselreich, in dem infolge schlechter Ernten Getreidemangel herrschte. Dadurch hoffte er, für die Agrarerzeugnisse Frankreichs ein neues Absatzgebiet gefunden zu haben, und zum anderen rechnete er damit, daß die vermehrten Barzahlungen zu einer Entwertung der englischen Banknoten führen müßten und so der ersehnte Staatsbankrott doch noch kommen würde.

An sich war Napoleons Gedanke der Kontinentalsperre genial und richtig. Daß der vom Kaiser erwartete Erfolg nicht eintrat, hatte verschiedene Ursachen. Erstens

überschätzte Napoleon die ihm zur Verfügung stehenden Blockierungsmöglichkeiten (Schmuggel, Bestechlichkeit). Zweitens wurde die Kontinentalsperre nicht folgerichtig genug durchgeführt, und zwar am Anfang nicht scharf genug und später mit zu starkem Methodenwechsel. Drittens schließlich erfolgte eine fehlerhafte Durchführung. Diese hatte ihre entscheidende Ursache in der falschen merkantilistischen Einstellung Napoleons, die ihn die finanzielle Seite überschätzen und als einziges Ziel der Kontinentalsperre den englischen Staatsbankrott sehen ließ. Nur so ist die uns heute völlig widersinnig anmutende Zulassung von ausgerechnet französischen Getreidezufuhren nach einem mit Nahrungsvorgen kämpfenden England zu verstehen.

Der Anacondaplan.

Der zweite große Wirtschaftskrieg des 19. Jahrhunderts wurde im Sezessionskriege (nordamerikanischer Bürgerkrieg von 1861 bis 1865) von den Nordstaaten gegen die Südstaaten (Konföderierten) durchgeführt. Bei Ausbruch des Krieges verfügten die Südstaaten sowohl über die besseren Soldaten als auch tüchtigeren Feldherren. Hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Wehrkraft waren sie dagegen als reine Monokulturen dem stark industrialisierten und auch landwirtschaftlich vielseitiger entwickelten Norden eindeutig unterlegen. Die wirtschaftliche Schwäche des Südens bildete natürlich für die Nordstaaten den besten Angriffspunkt für einen Wirtschaftskrieg.

Diese erkannten ihre Chance und sperrten auf Grund des sogenannten „Anacondaplanes“ — die Anaconda ist eine Riesenschlange, die ihre Beute erstickt — alle Zufuhren aus ihren eigenen Gebieten und den überseeischen Ländern. Auf diese Weise gelang es den Nordstaaten, den Konföderierten nach und nach alle wirtschaftlichen Hilfsquellen abzuschneiden und ihre in den ersten Kriegsjahren bestehende militärische Unterlegenheit nicht nur allmählich auszugleichen, sondern später sogar in eine militärische Überlegenheit umzuwandeln.

Der endgültige Sieg der Nordstaaten war also das Ergebnis einmal ihres überaus erfolgreich geführten Wirtschaftskrieges und zum anderen ihrer eigenen stärkeren wirtschaftlichen Basis, während umgekehrt die Südstaaten, trotz anfänglicher militärischer Überlegenheit und fortgesetzter Siege, letzten Endes aus wirtschaftlicher Schwäche kapitulieren mußten.

Die Hungerblockade.

Der größte Wirtschaftskrieg, den die Menschheit bisher erlebt hat, ist die von der Entente gegen Deutschland und seine Verbündeten in den Jahren 1914 bis 1918 geführte sogenannte „Hungerblockade“.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war die Einstellung der beiden Hauptgegner Deutschland und England zum Wirtschaftskrieg grundverschieden. Deutschland stand auf dem Boden des allgemeinen Völkerrechts, wie es sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte, und wie es in der Proklamation des Königs von Preußen an die französische Bevölkerung im Kriege 1870/71 klar zum Ausdruck kam: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern. Diese werden fortfahren, Sicherheit ihrer Person und ihrer Güter zu genießen.“ Gemäß dieser Einstellung war Deutschland 1914 auf den Wirtschaftskrieg „in keiner Weise vorbereitet, nicht einmal in der Verteidigungsstellung, geschweige denn für den Gegenangriff“.



Bild: The Times.

Durch den Wirtschaftskrieg besonders gefährdete Objekte sind alle kriegswichtigen Industrieanlagen, wie z. B. das englische Stahlwerk, das unser Bild zeigt.

Das Gegenteil von Deutschlands Auffassung vom Wirtschaftskriege vertrat England. Schon in der Vorkriegszeit distanzierte es sich bis zu einem gewissen Grade von den Entschliefungen der Haager Friedenskonferenzen. Es sah die Führung eines Wirtschaftskrieges neben dem militärischen Kriege — getreu jahrhundertalter britischer Tradition — mit brutaler Klarheit als durchaus zweckmäßig und notwendig an. Dementsprechend war England im Weltkriege sowohl der geistige Urheber als auch die materiell treibende Kraft des Wirtschaftskrieges gegen Deutschland. Es überzeugte seine Bundesgenossen davon, daß Deutschland gemäß seiner geographischen Lage und wirtschaftlichen Struktur durch eine völlige Unterbindung aller Rohstoff- und Nahrungsmittelzufuhren ausgehungert werden könne und müsse.

Die Ziele, die die Engländer mit der „Hungerblockade“ verbanden, waren: unmittelbare und mittelbare Förderung der Kriegszwecke. Unmittelbar sollte sie die deutsche Wirtschaft und damit die militärische Widerstandskraft Deutschlands lähmen und dadurch gleichzeitig den eigenen Waffenkrieg unterstützen, ihm schließlich zum Siege verhelfen. Mittelbar bezweckte der Wirtschaftskrieg weit über diese Ziele hinaus die Beseitigung der lästigen deutschen Konkurrenz auf dem Weltmarkt und eine entscheidende Stärkung der weltwirtschaftlichen Stellung Englands.

Die Mittel des von England und seinen Bundesgenossen geführten Wirtschaftskrieges waren die Wirtschaftsblockade (See- und Landsperre; Kontrolle der Neutralen) und der Handelskrieg (Handelsverbote; schwarze, graue und weiße Listen; Propaganda und Boykott; Aufhebung der

Patentrechte, des Markenschutzes und der Lizenzen; Zahlungsverbote; Liquidation und Sequestration feindlichen Eigentums usw.). — Deutschland erwiderte die feindliche Hungerblockade nur zögernd, Schritt für Schritt. Es stellte sich grundsätzlich auf die Defensiv im Wirtschaftskriege ein. Bei seiner isolierten Lage stand ihm allerdings auch nur eine wirksame Waffe zur Entgegnung zur Verfügung: das U-Boot. Zu seinem uneingeschränkten Einsatz vermochte sich die deutsche Regierung jedoch erst dann zu entschließen, als es bereits zu spät war.

II. Wesen und Begriff.

Wesen.

Die als Beispiel dargestellte napoleonische Kontinental Sperre und der Anacondaplan der Nordstaaten haben gezeigt, daß der im Weltkriege von der Entente gegen die Mittelmächte durchgeführte Wirtschaftskrieg grundsätzlich nichts Neues bedeutete. In zweierlei Hinsicht unterschied er sich jedoch von seinen geschichtlichen Vorgängern. Erstens gewann in den Jahren 1914 bis 1918 der Wirtschaftskrieg eine dem militärischen Kriege zumindest gleiche Bedeutung. Zweitens wurde die Hungerblockade von Anfang an zielbewußt, planmäßig und mit brutaler Härte bis zum siegreichen Ende durchgeführt.

Beide Erscheinungen sind in diesem Umfange vor 1900 unbekannt gewesen. Trotz der vielfachen Anwendung von Maßnahmen des Wirtschaftskrieges war in früheren Zeiten der Krieg in erster Linie ein Kampf der Völker mit Waffen gegeneinander. Die bewußte Vernichtung der feindlichen

Wirtschaft zur Schwächung der militärischen Stärke gehörte zu den selteneren Fällen. Drei Gründe waren hierfür maßgebend.

Erstens lag eine bewußte Zerstörung der gegnerischen Wirtschaft in den meisten Fällen nicht im Interesse des Staates, dessen Heere sich in Feindesland befanden. Die Ernährung der auf feindlichem Boden stehenden Heere erfolgte nämlich durch den Kauf oder die Requirierung von hier vorgefundenen Lebensmitteln. Eine Versorgung aus der Heimat war bei den unzureichenden Transportmitteln des Vor-Eisenbahn-Zeitalters fast immer unmöglich. Eine bewußte Vernichtung des feindlichen Wirtschaftslebens kam also letzten Endes einer Selbstschädigung gleich, die ernsthafteste Folgen mit sich bringen konnte.

Zweitens waren die einzelnen Staaten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vollständig oder wenigstens nahezu vollständig autark. Sie erzeugten aus ihrem eigenen Boden die Nahrungsmittel und Rohstoffe, die sie zum Kriegsführen benötigten. Handel trieb man damals vorwiegend nur mit solchen Gütern, die der Befriedigung von nicht lebensnotwendigen Bedürfnissen dienten. Eine Sperrung der Einfuhr dieser Waren war also ungefährlich. Hinzu kam, daß damals, bei den für unsere heutigen Verhältnisse sehr kleinen Heeren, die völlige Abschließung eines Staates von allen Zufuhren überhaupt unmöglich war.

Eine völlige Wandlung dieses einem Wirtschaftskriege wenig Chancen bietenden Zustandes entwickelte sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts. Die außerordentliche Bevölkerungszunahme und die damit in Wechselwirkung stehende

starke Industrialisierung in den großen Staaten Europas brachte eine sehr weitgehende Verflechtung der einzelnen Volkswirtschaften mit sich. Es entstand die sogenannte „Weltwirtschaft“. Sie bewirkte eine gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit größten Ausmaßes. Die hochindustrialisierten Staaten waren gezwungen, Nahrungsmittel und fehlende Rohstoffe einzuführen. Die Agrar- und Rohstoffländer kauften dafür die industriellen Fertigprodukte, um so ihren Lebensstandard zu erhöhen.

Die höchste Entwicklungsstufe der internationalen Arbeitsteilung und weltwirtschaftlichen Verflechtung war bei Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht. Sie hat durch den Weltkrieg einen gewaltigen Rückschlag erlitten, von dem sie sich hinsichtlich ihrer Vertrauensgrundlagen bis zum heutigen Tage nicht wieder erholt hat. Hieraus sich ableitend, war es vor allem die Furcht vor einem zukünftigen Wirtschaftskriege, welche die einzelnen Staaten zu einer wirtschaftlichen Isolierung, zum Streben nach Autarkie, veranlaßte.

Auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges besteht nämlich heute in allen Staaten über eine Tatsache völlige Klarheit: Je stärker die Abhängigkeit eines Landes von der Einfuhr lebenswichtiger Rohstoffe und Nahrungsmittel ist, um so schwächer ist seine wirtschaftliche Stellung im Kriege.

Die Schwäche bzw. Verwundbarkeit der eigenen Volkswirtschaft bildet den Ansatzpunkt für den feindlichen Wirtschaftskrieg. Kann ein Staat seinen Gegner nicht mit der Waffe besiegen, so wird er versuchen, ihn mit Hilfe des Wirtschaftskrieges niederzukämpfen.



Begehrte Angriffsziele für die gegnerische Luftwaffe bilden auch derartige Erdölferrnleitungen, wie sie z. B. England in Vorderasien in einer Länge von Hunderten von Kilometern errichtet hat.

Lichtbild: Presse-Photo.



Bild: Kosmos Press.

Wie im Weltkriege, so dürfte auch in einem zukünftigen Kriege der Marine hinsichtlich der Durchführung einer Wirtschaftsblockade eine ganz besondere Bedeutung zukommen. Noch immer besitzt Großbritannien die größte Kriegsflotte der Welt, von der wir auf unserem Bild eine Einheit während des Flottenmanövers im Atlantik sehen.

Begriff.

Entscheidend für den Begriff des Wirtschaftskrieges ist die Tatsache, daß er Krieg ist, und zwar ein Krieg, der gegen die feindliche Wirtschaft geführt wird. Deshalb ist es zum Beispiel abwegig, mit Wirtschaftskrieg den ständigen Wettbewerb der Industrieländer um die internationalen Absatzmärkte zu bezeichnen. Hier fehlt das Kriterium, nämlich die Beziehung zum Kriege, der ja nach Clausewitz „ein Akt der Gewalt“ ist, „um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen“. Dieser Wille der politischen Niederwerfung liegt aber bei dem üblichen Kampf um die Weltmärkte nicht vor.

Ein zweites charakteristisches Merkmal des Wirtschaftskrieges unserer Lage ist, daß er nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden geführt werden kann. Als Beispiel hierfür sei an den im Jahre 1935 stattgefundenen sogenannten „Sanktionskrieg“ erinnert. Er wurde zwischen den Völkerbundstaaten auf der einen und Italien auf der anderen Seite ausgetragen, ohne daß zwischen den Parteien auch nur die geringsten militärischen Kampfhandlungen stattgefunden hätten. Nicht einmal die diplomatischen Beziehungen wurden abgebrochen.

Ein drittes Kennzeichen des neuzeitlichen Wirtschaftskrieges ist, daß er weder unter Kriegsrecht noch auf der Basis sonstigen internationalen Rechtes geführt werden muß. Wenn zum Beispiel ein Staat in einer politischen Spannungszeit Getreide in einem dritten Lande nicht für

seine eigene Versorgung, sondern ausschließlich mit dem Zwecke kauft, einem wahrscheinlich nahrungsmittelknappen Gegner den Rückgriff auf dieses Getreide zu unterbinden, so ist das eine wirtschaftliche Maßnahme des Wirtschaftskrieges, der jegliche diesbezügliche rechtliche Grundlage fehlt.

Auf der Grundlage der dargestellten drei charakteristischen Merkmale läßt sich der Begriff des Wirtschaftskrieges folgendermaßen definieren: Der Wirtschaftskrieg ist der im Kriege und im Frieden mit rechtlicher oder ohne rechtliche Grundlage geführte Kampf eines Volkes mit dem Zweck, die Volkswirtschaft des Gegners zu schwächen bzw. zu zerstören.

Ziele.

Im Rahmen des aus der Begriffsbestimmung hervorgehenden Zweckes lassen sich im einzelnen drei Ziele des Wirtschaftskrieges unterscheiden. Diese gehen aber nicht immer nebeneinander her, sondern das eine oder andere steht im Vordergrund oder wird sogar ausschließlich angestrebt:

1. Das kriegspolitische Ziel: Die Volkswirtschaft des Gegners soll durch die Eroberung oder Zerstörung wichtiger Rohstoff- und Agrargebiete und Industriezentren so geschwächt werden, daß ihm die Weiterführung des Krieges — auch unabhängig von der militärischen Lage — unmöglich gemacht wird.

2. Das friedenspolitische Ziel: Man sucht möglichst zahlreiche und bedeutende Unterpfänder, zum Beispiel wert-



Lichtbild: Presse-Hoffmann.

Italien vermochte den Sanktionskrieg vor allem durch die vorbildliche Opferbereitschaft seiner Bevölkerung wirkungslos zu machen. Italienisches Jungvolk beim Abliefern von Fahrrädern und Altteilen an die Sammelstellen.

volle Landesteile, zu gewinnen, um diese dann bei den Friedensverhandlungen unter Umständen als Druckmittel und Austauschobjekte auszuspielen zu können.

3. Das wirtschaftspolitische Ziel: Durch den Wirtschaftskrieg soll die gegnerische Volkswirtschaft in einem Ausmaß geschädigt werden, daß sie nach Beendigung des Krieges als Konkurrenz auf dem Weltmarkt in absehbarer Zeit nicht wieder auftreten kann.

Mittel.

Der Wirtschaftskrieg bedient sich zur Erreichung seines Zieles dreier Gruppen von Mitteln: 1. militärischer, 2. wirtschaftlicher und 3. propagandistischer Mittel.

1. Die Anwendung militärischer Mittel setzt im allgemeinen den Kriegszustand voraus oder leitet ihn ein; im Frieden dürfte ihre Anwendung nur unter besonders gearteten Umständen möglich sein.

Die wichtigsten militärischen Mittel des Wirtschaftskrieges sind folgende: einerseits durch Einsatz der Kriegsmarine und Marine-Luftwaffe von der Seeseite und des Landheeres und der Luftwaffe von der Landseite her Sperrung aller Ein- und Ausfuhr (Wirtschaftsblockade), andererseits durch Fernfeuer, Bombardierung und Landung von Fallschirmtruppen die direkte Zerstörung von lebenswichtigen Industrieanlagen und Verkehrseinrichtungen, von wertvollen Vorratsspeichern, Versorgungsbetrieben usw.

2. Die wirtschaftlichen Mittel des Wirtschaftskrieges werden nicht nur im Kriege, sondern zum Teil auch schon im Frieden durchgeführt werden können. Einzelne von ihnen sind nicht ohne weiteres als kriegswirtschaftliche Maßnahmen erkennbar bzw. als solche zu bezeichnen, wie zum Beispiel Kredit Sperren, bestimmte auf dem Weltmarkt getätigte Käufe kriegswichtiger Rohstoffe, um sie dem wahrscheinlichen Gegner vorzuenthalten, Ausfuhrverbote usw.

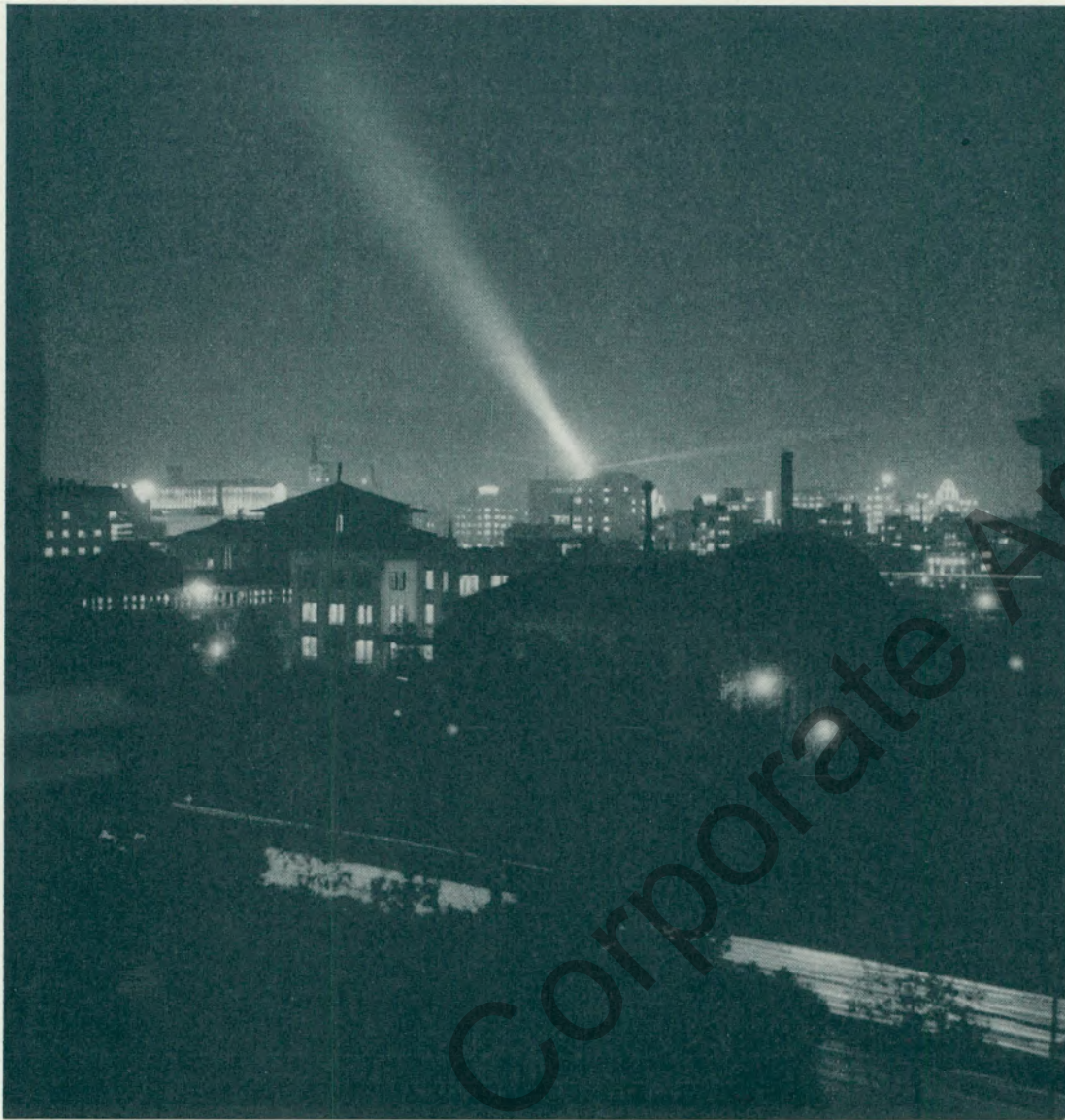
Die im Ernstfalle wesentlichsten wirtschaftlichen Mittel sind: Verbot an alle Staatsbürger, Handel mit dem Feinde zu treiben, Zahlungen an ihn zu leisten, ihm Kredit zu geben (Handels-, Zahlungs- und Kredit Sperre); Beschlagnahme und Enteignung feindlichen Eigentums; Abschneiden des Post- und Nachrichtendienstes; Sabotage und Wirtschaftsspionage; Beeinflussung und Kontrolle neutraler Länder usw.

3. Die propagandistischen Mittel des Wirtschaftskrieges werden unter Umständen noch mehr als die wirtschaftlichen schon im Frieden angelegt werden. Sie sind noch weniger als diese erkennbar und dürften außerdem ganz bestimmte Vorbereitungsaufgaben der Friedenszeit durchzuführen haben. Trotzdem wird generell auch ihr Schwerpunkt im Kriege selbst liegen.

Als wichtigste propagandistische Mittel des Wirtschaftskrieges seien genannt: Boykott feindlicher Waren und Nachrichtenträger; Verbreitung falscher, das innen- und außenpolitische Ansehen des Gegners schädigender Nachrichten in Form von Heftchriften, häßlichen Karikaturen, durch entstellende Rundfunkvorträge und Film.

Zusammenfassung.

Die vorstehenden Ausführungen haben gezeigt, daß der Wirtschaftskrieg an sich keine neue Erscheinung ist, daß er aber in den Kriegen unserer Zeit eine entscheidende Bedeutung erlangt hat. Die heutigen ein- und ausfuhrabhängigen, hochindustrialisierten Staaten bieten dem feindlichen Wirtschaftskrieg gefährliche Angriffsflächen. Diese so klein wie möglich zu machen, ist eine der wesentlichsten Aufgaben einer vorförliehen Landesverteidigung. Es gilt also, den Wirtschaftskrieg sowohl in der Defensive als auch in der Offensive sorgfältig vorzubereiten, um gegen alle von dieser Seite kommenden Überraschungen gewappnet zu sein.



Tokio bei Nacht.

Sichtbild: Fritz Henle.

Japans Aufstieg

vom mittelalterlichen Feudalstaat zur Industrie- und Weltmacht.

Von Dr. Oskar Aulf, Berlin.

„Es wird eine Zeit geben . . ., dann gibt es vielleicht ein England des Stillen Ozeans, der dann lebendig sein wird. Wir nehmen's heute Japan und stehen davor wie vor einem dunklen, stummen Rätsel . . .“

Wilhelm Raabe im Jahre 1862.

Um die gewaltige Kraftentfaltung Japans, seit dem prophetischen Wort Wilhelm Raabes aus dem Jahre 1862, das sich ja voll bewahrheitete, recht zu würdigen, ja hinsichtlich ihrer wesentlichsten Ursachen und Triebkräfte auch nur begreifen zu können, müssen wir uns in die Anfänge solcher in westlicher Form erfolgten Kraftentfaltung zurückversetzen: in jene Zeit der gewaltsamen Öffnung Japans durch die „schwarzen“ Schiffe der „weißen Barbaren“.

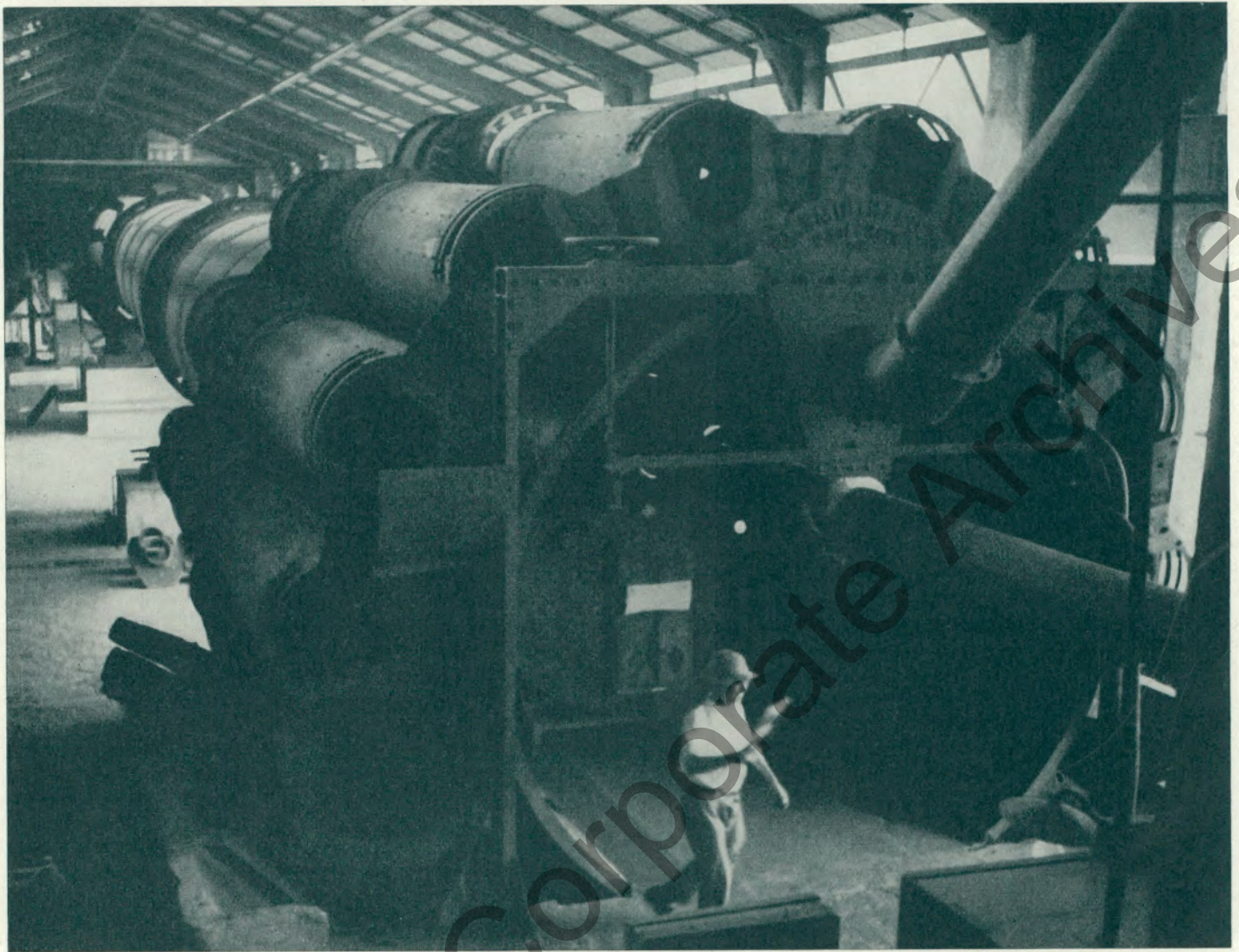
In solcher Kennzeichnung jener Vorgänge durch die Betroffenen, durch die Japaner, tritt etwas hierbei Wesent-

liches schon mit hervor: das nationale Selbstbewußtsein Japans, sein Nationalgeist, seine Volkserle, aus der heraus die Triebkräfte jener gewaltigen Kraftentfaltung Japans erwachsen.

Auf den ritterlichen Geist, auf den Gehorsam des Samurai gegenüber seinem Fürsten, der ein freiwilliger und kein gezwungener Gehorsam war und der im ritterlichen Selbstmord, dem Harakiri, seine höchste Ausdrucksform suchte, gründete sich solcher Nationalgeist.

„Gegen sein Gewissen zu handeln, widerstreit den Lehren Bushidos. Verriet die Treue eines Samurai gegenüber seinem Herrn in Konflikt mit seinem Gewissen, so gab es für ihn nur einen Ausweg, nämlich freiwillig aus dem Leben zu scheiden.“ Auch zur Wiederherstellung seiner verletzten Ehre gab es für ihn nur das gleiche und einzige Mittel: das Harakiri.

Mit solchen Worten versucht es der japanische Geschichtsprofessor Hisho Saito in seiner „Geschichte Japans“ (Berlin



Japanisches Zementwerk.

Lichtbild: Natoni.

Die Zementindustrie nimmt durch das Entstehen von neuen Industrieanlagen und Siedlungs- und Miethäusern einen großen Aufschwung. Export japanischen Zements findet statt nach China, Mandschukuo und auch nach Holländisch-Indien.

1912), uns mit den überaus hochgespannten Anforderungen vertraut zu machen, die an die ritterliche Ehre des Samurai gestellt wurden. Auf eine Gemütsbildung, auf eine Erziehung zur Tapferkeit wie auch gleichzeitig zu wahrer Ritterlichkeit und zum Edelmut, zum Mut und zur Gerechtigkeit wie auch zum Mitleid mit dem Schwachen, dem Unterdrückten und Besiegten, gingen solche Anforderungen hinaus; lautet doch eine davon: „Du mußt dein Gemüt so bilden, daß auch der rohste Schurke es nicht wagt, deine Person anzugreifen, selbst wenn du ruhig sitzt.“

Bushido — das ist der Inbegriff solcher Forderungen^{*)} — verlangt von dem Samurai, dem Ritter, der vor allem dem Zeitabschnitt vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ganz seinen Stempel aufzudrücken vermochte, hauptsächlich Tapferkeit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Güte: „Heimtückisches Handeln und krumme Wege, Lüge und Zweideutigkeit galten als große Schande. Das Wort eines Samurai stand in so hohem Ansehen, daß man ein schriftliches Versprechen als seiner unwürdig ansah.“

Bushido, gleichbedeutend mit Weg der Bushi, das heißt der Ritter, wurde mit der Seele Japans gleichgesetzt, mit der Volksseele der Bewohner des an Naturschätzen, an Ackerboden wie an Erzen, so fargen fernöstlichen Inselchleiers, mit

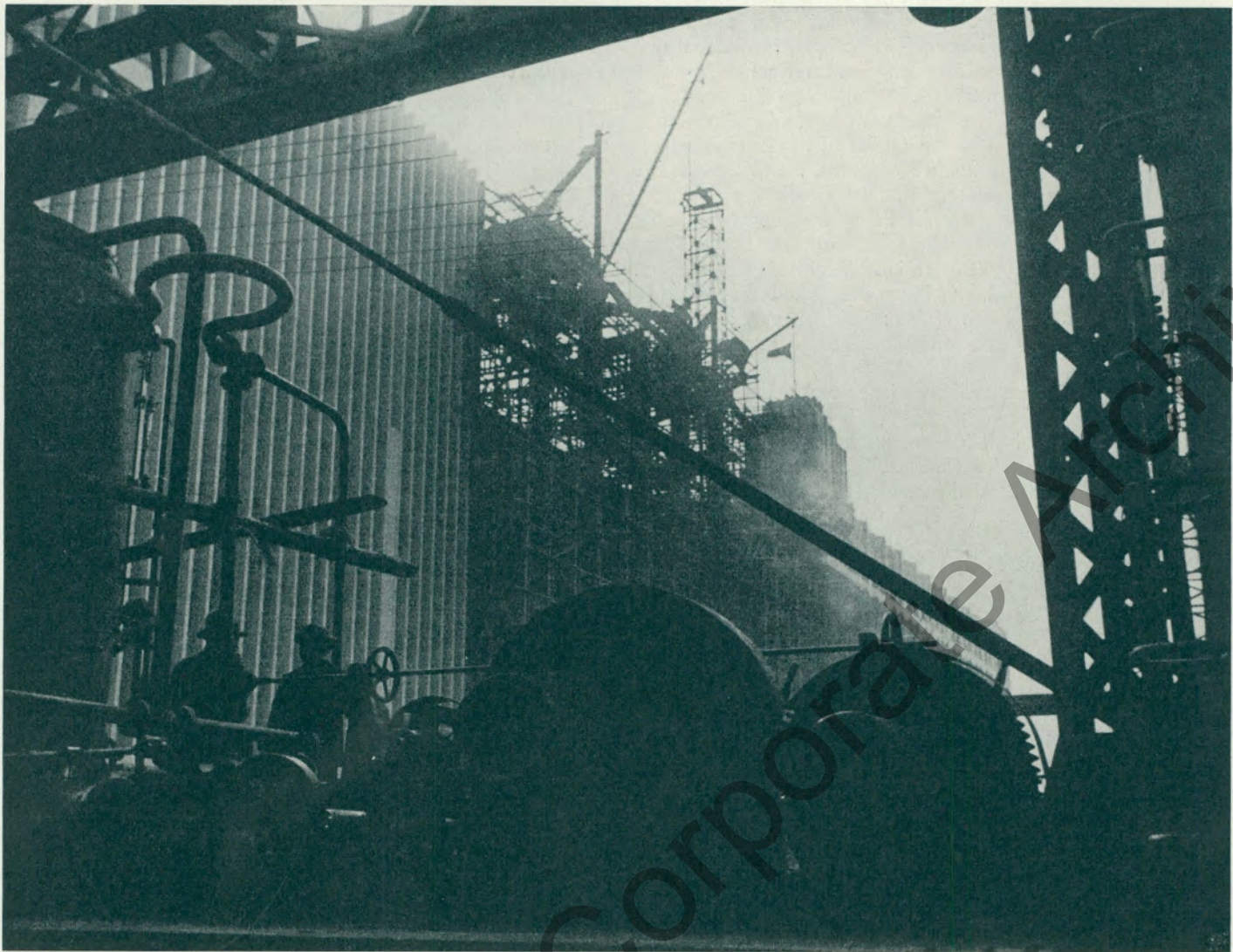
^{*)} Vgl. „Bushido, der Weg des Ritters“, Das Werk, Dezember 1938, S. 111.

der Volksseele; die all die Kräfte in sich barg, die dieses Volk und Land in der lächerlich kurzen Zeitspanne von wenigen Jahrzehnten vom Nullpunkt zur Scheitelhöhe führen sollten: vom mittelalterlichen Ritter- und Feudalstaat zur achtunggebietenden Industrie- und Welt- und Seemacht.

Professor Hisho Saito weist besonders darauf hin, daß jene Ethik, die Ethik des Rittertums, bald die Grenzen des Standes der Buke, der Ritter, überschritt und sich im ganzen Volke durchsetzte: „Bushido wurde der Ehrenkodex für alle gebildeten Japaner.“

Es wird noch der Erörterung bedürfen, welchen Gefahren Japan und seine gesunde, eine artgemäße Fortentwicklung dadurch ausgesetzt wurde, daß es Einrichtungen, die aus fremdem Geist, aus abendländischem Geist erwachsen, ja sogar Einrichtungen aus entartetem westlerischen Geist, wie beispielsweise den Kapitalismus, übernahm und dadurch eine verhängnisvolle Spaltung innerhalb seiner Volksseele einleitete, eine Spaltung, die inzwischen auch Japan klar erkannt zu haben glaubt, und zu deren Überbrückung es bereits eine Reihe von Gegenmaßnahmen in Gang zu bringen versuche.

Der Erfolg oder Nichterfolg solcher Gegenmaßnahmen — von Maßnahmen, wie sie ja auch Deutschland gegen geistige Überfremdung einleitete — dürfte über Japans Wege in einer ferneren Zukunft, ja vielleicht sogar über sein Schicksal überhaupt entscheiden.



Fabrikanlagen einer Betonbaugesellschaft.

Lichtbild: Natori.

In Japan werden jetzt sehr viele Betonbauten ausgeführt, da sich fünfstöckige Häuser als am widerstandsfähigsten bei Erdbeben erwiesen haben, wenn sie genau so durchgearbeitet werden wie die Wolkenkratzer in Newyork.

Bis in die Zeit jenes Einbruches der „schwarzen“ Schiffe der „weißen Barbaren“ in die japanischen Gewässer, die schon im Jahre 1640 durch den Shogun und wirklichen Inhaber der kaiserlichen Macht Iyemitsu Tokugawa (1623—1651) gegen das Ausland abgeschlossen worden waren, also bis ins sechste Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, reichte in Japan die feudale Zeit. Das Abklingen dieses feudalen Zeitalters und das Heraufkommen der modernen Zeit zeigen uns die Kämpfe der „barbarenvertreibenden Partei“ und der „Landöffnungspartei“ miteinander um die Herrschaft in den 1860er Jahren, Kämpfe, die im Verein mit der übermächtigen Gefahr von seiten weißer Mächte für den Bestand Japans als eines selbständigen Landes im Jahre 1867 zur Abdankung des letzten Shoguns Keiki Tokugawa führten, der noch im 20. Jahrhundert das Amt des Präsidenten des japanischen Herrenhauses wahrnehmen durfte.

Jener Einbruch fremder Kriegsschiffe in die japanischen Gewässer hatte zu dem Übergang der tatsächlichen Regierung in die Hände des Kaisers geführt, nachdem bis dahin 683 Jahre hindurch das japanische Kaiserthum nur ein Schattendasein besessen hatte. Unter dem Gesichtspunkt des Staatsinteresses und des Wohles der gesamten Nation ist auch dieser für ganz Asien und darüber hinaus für die Weltpolitik bedeutsame Wandel vor sich gegangen.

In dem Handschreiben, das der letzte Shogun am 19. No-

vember 1867 dem jungen Kaiser Mutsuhito, der bis zum Jahre 1912 regierte und dessen von Reformen vielfachster Art erfüllte Regierungszeit als Meiji-Ära, als Ära der Erleuchtung, in die Geschichte Japans einging, überreichen ließ, wird die Zurücklegung der Regierungsmacht in die Hände des Kaisers als eine Forderung der neuen, durch die wachsenden Beziehungen mit den weißen Mächten gekennzeichneten Zeit bezeichnet.

„Wenn der Kaiser über das ganze Reich herrschen, alle Klassen des Landes unter seiner Regierung vereinigen und unser Vaterland schützen wird, dann erst kann unsere Nation mit den fremden Staaten wetteifern. Ich erfülle hiermit meine Pflicht gegen Kaiser und Vaterland.“

So heißt es in diesem Abdankungsschreiben, das auch diese politische Handlung in einem Lichte erscheinen läßt, das ebenso in Übereinstimmung steht mit dem Geist des Bushido wie der Machtverzicht von 276 japanischen Lebensfürsten zugunsten des erneuerten Kaiserthrons im Zusammenhange mit der verfassungsrechtlichen Neuordnung in Japan am Ende der 1860er Jahre. Diese bildet eine der notwendigen Vorbedingungen nicht allein der gewaltigen Kraftentfaltung in Japan selbst, sondern darüber hinaus auch zum großen Teil sonstiger einschneidender Wandlungen in Ostasien und im pazifischen Raum.

Mit welcher Leidenschaft die Kämpfe in der Übergangszeit

vom feudalistisch gegründeten Shogunat zum nationalen Kaisertum mit seinen modernen Zielsetzungen im sechsten und siebenten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts geführt worden sind, zeigt sich auch darin, wie diese Kämpfe bis ins 20. Jahrhundert hinein, bis in das gegenwärtige Jahrzehnt sogar, nachzitterten und Auswirkungen zeitigten, die in abendländischer Ausdrucksweise als Militärrevolten, Ministerattentate und ähnlich zu bezeichnen wären, falls überhaupt eine Bezeichnung dazu vorläge, an sie Maßstäbe anzulegen oder Bezeichnungen oder Werturteile auf sie anzuwenden, die aus dem völlig andersartigen Denken des Abendlandes erwachsen. Auch mit solchen Ereignissen gingen oft Fälle des ritterlichen Selbstmords, des Harakiri, einher: Zeichen auch dafür, wie lebendig noch der Geist altjapanischen Rittertums, des Bushido, ist.

Der Zustand Japans während jener von uns betrachteten Zeitspanne von mehr als zwei Jahrhunderten, die dem Jahre 1853 vorausging, in dem unter dem Befehl Perrys jenes Geschwader amerikanischer Kriegsschiffe in Japan erschien, um durch den Vertrag vom 31. März 1854 die Öffnung der Häfen Shimoda (in der Provinz Izu) und Hakodate (auf der Insel Ezo oder Hokkaido) zu erzwingen — der Zustand Japans während dieser mehr als zwei Jahrhunderte gehört, wie Karl Haushofer in seiner Schrift über „Japans Werdegang als Weltmacht und Empire“ hervorhebt, „zu den völkerpsychologisch und staatsbiologisch interessantesten außenpolitisch-autohypnotischen Schlaf- und Dämmererscheinungen der Menschheit“.

Vor allem diese zwei Jahrhunderte der Abgeschlossenheit von der Außenwelt trugen zur Speicherung derjenigen Energien in Japans Volksseele erheblich bei, die sich in den darauffolgenden Jahrzehnten zum Erstaunen der Außenwelt entladen sollten.

Ähnlich bedeutsam wie diese zwei Jahrhunderte waren aber vor allem die beiden Jahrzehnte, die unmittelbar auf sie folgten: an den Vertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika von 1854 schloß sich im Jahre 1858 ein noch bedeutungsvoller Vertrag mit diesen, der den Vereinigten Staaten die besten Häfen Japans öffnete und der die Grundlage für alle Handelsverträge mit diesem Lande bis zum Jahre 1904 geblieben ist, für eine Reihe „ungleicher Verträge“, wie sie England China bereits im Zusammenhang mit dem sogenannten Opiumkrieg von 1840 bis 1842 aufgezwungen hatte.

Ähnliche Verträge wußten sich auch England (1854), Rußland (1855), Frankreich (1858) und Preußen (1861) zu sichern. In diesen zwei Jahrzehnten häuften sich geschichtliche Ereignisse, die eine Umwälzung der gesamten ostasiatischen Welt nach den verschiedensten Richtungen hin einleiteten; ihre Tragweite läßt sich selbst heute noch nicht übersehen.

Um, nach bekannten Vorbildern, nicht eine Beute fremder Mächte zu werden, vollzieht Japan den Schritt zur Reichseinheit, ersetzt es seine Lehnsverfassung durch ein anderes Wirtschaftssystem, kurz: öffnet es sich allen fremden Einflüssen und betreibt vor allem mit großem Eifer die Umbildung seiner mittelalterlichen in zeitgemäße Wehrkraft und schafft sich eine Seemacht, die schon kurz nach dem Eintritt in das 20. Jahrhundert eine europäische Flotte, die russische, vernichtend schlagen kann — jenes Wort Wilhelm Raabes aus dem Jahre 1862 vom „England des Stillen Ozeans“ geht damit seiner Erfüllung entgegen, und zwar durch Tatsachen, die die Weltpolitik in andere Bahnen zwingen.

II.

Nicht zuletzt sind es bevölkerungspolitische Tatsachen, die zu den Wandlungen innerhalb des asiatischen Kontinents geführt haben. Waren es im Jahre 1846 27 Millionen, die den japanischen Inselbogen, Altjapan, bevölkerten, so wurden im Jahre 1937 auf dem gleichen Gebiet über 71 Millionen ge-

zählt. Diese gewaltige Steigerung auf fast das Dreifache innerhalb eines knappen Jahrhunderts weist bereits auf den ungeheuren Volksdruck in Japan hin. Nur auf das Fruchtland bezogen, stoßen wir dort auf rund tausend Menschen auf dem nutzbaren, menschentragenden Quadratkilometer. Eine solche Bevölkerungsdichte übersteigt das in dieser Hinsicht innerhalb Europas Bekannte um das Mehrfache.

Bemerkenswert ist es, daß unter der Herrschaft der Tokugawa-Shogune die Bevölkerung nur bis zum Jahre 1720 gewachsen war. Trotz Ahnenkult und der Unmöglichkeit zur Auswanderung ist sie von da an bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts nahezu auf gleicher Höhe geblieben. Erst mit der Übernahme abendländischer Lebensformen setzte ein gewaltiger Bevölkerungszuwachs ein. Die „Verfettung Japans in die Weltwirtschaft durch Industriewarenausfuhr“ (Ernst Schulze) ließ diesen Zuwachs schon um die letzte Jahrhundertwende auf 600 000 jährlich, kurz vor dem Weltkriege auf 800 000 jährlich und nachher auf rund 1 Million jährlich anwachsen.

Auf Grund solcher Wachstumsziffern errechnete Professor Dr. Otohei Inagaki, Tokio, im Jahre 1927 die voraussichtliche Bevölkerung Altjapans für das Ende des 20. Jahrhunderts (1997) auf 90 Millionen. Andere sorgfältige Berechnungen geben bereits für das Jahr 1970 eine Bevölkerungsziffer von mehr als 87 Millionen an. Diese Berechnungen sind auch deshalb wichtig, weil sie erkennen lassen, daß sich Japans erwerbstätige Bevölkerung innerhalb der nächsten rund fünfzehn Jahre um weitere rund 8 Millionen Menschen vermehren dürfte. In Verbindung damit müßte aber ein weiterer Vorstoß Japans und japanischer Industrieerzeugnisse auf den Weltmarkt die Folge sein und dadurch eine weitere Verschärfung auch der weltpolitischen Spannungen. Auch der Drang Japans nach neuen Siedlungsgebieten müßte sich damit immer mehr steigern, insbesondere auch nach solchen Siedlungsgebieten, die, etwa wie das dünn besiedelte Australien, unter der Herrschaft weißer Mächte stehen.

Japans Stahlerzeugung beläuft sich heute auf etwa 5,5 Millionen Tonnen, womit es in der Welterzeugung an fünfter Stelle steht. Der japanische Fünfjahresplan sieht jedoch für das Jahr 1941 eine Stahlerzeugung von 10 Millionen Tonnen vor, womit es an die vierte Stelle und unmittelbar an England herandrücken würde. Ja, zusammen mit der Stahlproduktion Mandschukuos, die im Jahre 1941 5 Millionen Tonnen erreichen soll, würde es England sogar überflügeln.

Wie auf fast allen anderen Gebieten, hat Japan seit langem schon auch auf dem Gebiete der Schiffbauindustrie und insbesondere hinsichtlich des Baues von Kriegsschiffen seine anfängliche Abhängigkeit vom Auslande völlig gelöst.

Wie auch sonst, fand hier vor allem im Zusammenhang mit dem Weltkriege, der jahrelang fremden Wettbewerb von Japan ferngehalten hatte, eine rasche Aufwärtsentwicklung statt. In immer größerem Umfange wurden die japanischen Werften fähig dazu, Kriegs- und Handelsschiffe der modernsten Typen selbst zu bauen, ja neuerdings sogar solche für fremde Länder. Seit dem Weltkriege hat sich die Jahresleistung der japanischen Werften verzehnfacht. Schon vor mehreren Jahren nahm Japans Handelsflotte, was die Tonnage anlangt, den dritten Platz in der Welt ein, nach England und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Auch was die Neubauten des Jahres 1937 anlangt, über 450 000 Tonnen, nimmt Japan den dritten Platz in der Welt ein, nach England und Deutschland.

Diese kurzen Schilderungen und diese wenigen Zahlen, die auch für andere japanische Industriezweige typisch sind, führen uns wieder den gewaltigen Aufstieg Japans vom Nullpunkt bis zur Scheitelhöhe vor Augen.



Bild: Natori.

Arbeiter beim Apparatebau in einem modernen japanischen Elektrizitätswerk.

III.

Die kulturellen und seelischen Gefahren aus einem solchen, fast über Nacht herbeigeführten Wandel fast aller Lebensverhältnisse sind leicht zu ermessen.

„Die Seele des Japaners ist gespalten. Sie ist nicht mehr rein national gefärbt wie die der führenden Klasse (des Kriegsadels oder vielmehr der Kriegerkaste der Samurais) bis zum Beginn der neuen Zeit, wenngleich vieles, sehr vieles aus der Tradition noch treu bewahrt wird. Aber sie ist auch nicht gänzlich von Europa und Nordamerika umgemodelt, obschon zugleich mit der technischen Zivilisation der weißen Völker und ihrer kapitalistischen Wirtschaft ein großer Teil auch ihrer Denkweise (leider nicht eben von deren wertvollsten Teilen) in Japan eingedrungen ist.“

Zu dieser Feststellung kommt Professor Dr. Ernst Schulze in seinem Werk „Japan als Weltindustriemacht“ (Stuttgart 1935). Für ihre Richtigkeit sprechen die folgenden Worte des Generals Sadao Araki, des früheren Kriegs- und späteren Erziehungsministers, aus dem Jahre 1933:

„Wir Japaner müssen wieder zu den alten Überlieferungen zurückkehren, zu dem Gesetzbuch der Samurais: rücksichtslose Treue zum Herrscher, Opfer an Blut und Besitz für die Größe des Landes und Kampf gegen das Niedrige. Wir müssen wahr sein und aufhören, eine universale Sentimentalität zu loben, die wir ablehnen, sondern offen unsere Grundsätze der Welt bekanntgeben.“

V/VI/41

IV.

Am Schluß des ersten Teiles seiner „Dokumente zur Kulturphysiognomik, Vom Kulturreich des Festlandes“ (Berlin 1923) stellt Leo Frobenius die vier sich ablösenden Weltgefühle einander gegenüber, innerhalb deren auch der Gegensatz von Orient und Okzident steht: „Das erste dieser Weltgefühle erlebt Raum und Zeit, das zweite erfühlt sie, das dritte durchdenkt sie, das vierte erobert sie. Aus der Mythologie wird die Religion, aus der Religion die Philosophie, aus der Philosophie die Nutzenanwendung der Erkenntnis. Im Beginne dieser Umbildung steht der Mensch der Welt als Objekt gegenüber, am Ende ist die Welt zum Objekt des Menschen geworden.“ In der Ausbildung dieser beiden Pole sieht er „das große Problem der Zukunft. Geschichtliche, und zwar nicht nur politische und wirtschaftliche Ereignisse werden durch diese gegenseitige Einwirkung bedingt. Es gehört kein prophetischer Blick dazu, um zu erkennen, daß diese ‚Polarität‘ gewaltige Geschehnisse zur Auswirkung bringen wird. — Das Kräftepiel ist heute noch unfassbar. Am Ende aber wird der Ausgleich und die Ergänzung in einer neuen Periode im Aufwachen der Kultur ausklingen.“

Schrifttum: Professor Hisho Saito, Geschichte Japans, Berlin 1912; Professor Dr. Ernst Schulze, Japan als Weltindustriemacht, 2 Bände, Stuttgart 1935; Professor Dr. Karl Haushofer, Japans Reichserneuerung, Strukturwandlungen von der Meiji-Ära bis heute, Berlin und Leipzig 1930 (Söschens Nr. 1025); Professor Dr. Karl Haushofer, Japans Werdegang als Weltmacht und Empire, Leipzig 1933 (Söschens Nr. 1068); „The Japanese Population Problem and World Trade“, „Liberty of Trading“, Bulletin No. 1, Tokyo Association for Liberty of Trading; Leo Frobenius, Dokumente zur Kulturphysiognomik, Vom Kulturreich des Festlandes, Berlin 1923, sowie zahlreiche Abhandlungen des Verfassers.

221

„Das Leben beginnt mit Vierzig!“

Lebensalter und Leistung. — Was sagt die Wissenschaft dazu?

In den Jahren vor 1933 war es eine geradezu alltägliche Erscheinung, daß man ältere Angestellte entließ oder bei einer neuen Werbung überhaupt nicht berücksichtigte, weil sie angeblich nicht mehr ihre volle Leistungsfähigkeit besäßen und deshalb jüngeren Kräften Platz machen müßten. Heute gibt es ja im Gegensatz zu damals in Deutschland nicht nur keine Arbeitslosigkeit, sondern ganz im Gegenteil einen ausgesprochenen Mangel an Arbeitskräften, so daß auch ältere Menschen wieder in Lohn und Brot gekommen sind. Aber verschwunden ist die Meinung von der geringeren Leistungsfähigkeit des älteren Menschen darum noch keineswegs, und es bedurfte mancher „Nachhilfe“ seitens der für diese Frage zuständigen Stellen, um auch die älteren Arbeitsuchenden unterzubringen. Wie steht es nun mit diesem Problem, ist der moderne Mensch wirklich so früh verbraucht, oder trifft jener in letzter Zeit in anderem Zusammenhang viel zitierte Ausspruch auch hier zu, der behauptet, das Leben beginne erst mit vierzig Jahren? Unser Artikel gibt auf diese Frage Antwort.

Eigentlich ist es überraschend, daß die Meinung von der geringeren Leistungsfähigkeit des Menschen, der die Vierzig überschritten hat, sich so lange halten konnte. Sie mag früher einmal berechtigt gewesen sein, als die Menschen ungesund lebten, keinen Sport trieben, sich häufig falsch ernährten, keine Hygiene im heutigen Sinne kannten usw. — damals hatte in der Tat der Mensch von vierzig Jahren oft den Höhepunkt seines Lebens in körperlicher und geistiger Beziehung schon überschritten. Aber für unsere Zeit, deren typisches Kennzeichen ein vorläufig ununterbrochen andauerndes Steigen des durchschnittlichen Lebensalters ist — seit dem Jahre 1870 ist die durchschnittliche Lebensdauer eines Kulturmenschen um rund fünfundzwanzig Jahre gestiegen! —, kann keine Rede mehr davon sein, daß ein Mensch von Vierzig schon „verbraucht“ sei. Das läßt sich leicht beweisen. Es genügt schon, sich eine größere Zahl von Menschen anzusehen, die durch große Leistungen auf den verschiedenen Gebieten berühmt geworden sind, und dann das Alter nachzuprüfen, in dem die besten Werke unserer „Versuchspersonen“ entstanden sind. Gewiß werden wir dann etwa bei Mozart, Schubert, Raffael und einigen anderen „Wunderkindern“ auf Gipfelleistungen im jugendlichen Alter treffen — aber in der Regel werden gerade die ganz großen, weltberühmten Werke in einem Alter geschaffen, in dem nach einer früher weitverbreiteten Ansicht die Leistungsfähigkeit des Menschen angeblich schon stark gelitten haben soll.

Die Leistungen großer Forscher.

Es ist besonders aufschlußreich, unsere Frage einmal objektiv auf einem Gebiet zu prüfen, wo sich auf der einen Seite die Leistung besonders leicht feststellen läßt, und wo andererseits alle Altersstufen nebeneinander an der Arbeit sind: auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wir müssen allerdings hier zwischen zwei verschiedenartigen Leistungen unterscheiden, nämlich zwischen der großen, genialen Tat, der zündenden Idee, die wie ein loderndes Fanal Neuland der Forschung plötzlich entdeckt und beleuchtet, und andererseits der ruhigen Forschungsarbeit, die nachher das Neuland bearbeitet. An zahlreichen Beispielen läßt sich erkennen, daß für das Entstehen der großen Idee, für das Auftauchen einer großen neuen Entdeckung, im allgemeinen die Jahre zwischen Zwanzig und Dreißig in Frage kommen. Fast alle ganz großen Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiet sind in diesem Alter gemacht worden — von Helmholtz bis Robert Koch gibt es in allen Gebieten der Wissenschaft dafür Beispiele zur Genüge. Es sieht also zunächst so aus, als ob in der Tat die größte Leistungsfähigkeit auch des Wissenschaftlers die Jahre vor den Dreißigern seien — aber diese Annahme würde übersehen, daß es sich hier nur um einen ganz bestimmten geistigen Vorgang, sagen wir die erstmalige Konzeption einer großen Idee handelt. Für sie ist in der Tat zweifellos das Jahrzehnt zwischen zwanzig und dreißig Jahren das günstigste — aber schließlich sind auch in der Wissenschaft die Genies Ausnahmerscheinungen, und ferner genügt es noch keineswegs, nur einen genialen Gedanken zu haben: seine eigentliche Wirksamkeit entfaltet er erst bei der Ausgestaltung und Ausarbeitung. Und damit sind wir am zweiten Punkt angelangt, bei der auf weite Sicht berechneten Forschungsarbeit, mit deren Hilfe dann erst die praktischen Resultate gewonnen und gesichert werden. Und da müssen wir feststellen, daß hier keineswegs mit vierzig Jahren irgendeine Grenze der positiven Leistung erreicht ist — das Gegenteil ist der Fall. Betrachten wir zum Beispiel gerade diejenigen Männer der Wissenschaft, mit deren

Namen die großen Fortschritte der letzten Zeit verknüpft sind, so sehen wir, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl in den Jahren zwischen Vierzig und Sechzig stehen, und zwar eher über Fünfzig als darunter. Fast sämtliche unserer großen Chemiker, Mediziner, Astronomen, Philosophen usw. sind eher älter denn jünger als Fünfzig.

Wenn wir plötzlich eine Altersgrenze etwa von fünfzig Jahren — und welcher Angestellte von fünfzig Jahren wurde vor 1933 nicht bei der Stellungsuche als „viel zu alt“ abgelehnt? — für Wissenschaftler einführen würden, dann dürfte es bald böß aussehen um den Fortschritt der Wissenschaft, denn fast alle unsere Kapazitäten müßten dann verschwinden. Man kann ruhig sagen, daß für den Wissenschaftler unserer Lage das Hauptarbeitsalter zwischen fünfunddreißig und fünfundfünfzig Jahren liegt. Nehmen wir, um nur ein Beispiel zu nennen, den berühmten Pasteur, der erst mit sechsundvierzig Jahren seine heute noch grundlegenden Arbeiten über die alkoholische Gärung, über die Hefe und die bei der Hefegärung auftretenden Vorgänge fertigstellte. Mit vierundfünfzig Jahren bringt er seine Studien über das Bier, seine Bereitung und die mit diesen Fragen verbundenen Erkenntnisse heraus. Diese und einige vorhergehende Arbeiten ergeben dann seine berühmten Methoden zur Verhütung der chemischen Fäulung von Flüssigkeiten, auf deren Grundlage das nach ihm benannte „Pasteurisieren“ entdeckt wurde. Aber auch seine sonstigen Arbeiten veröffentlicht er größtenteils erst im späteren Alter. Das ist ein Fall von hunderten — bei fast allen großen Forschern unserer Zeit liegen die Dinge genau so.

Und nicht nur bei den Forschern! Was wir sagten, gilt auch für Musiker nicht weniger als für Dichter, für Philosophen und große Kaufleute — ja überhaupt für die Mehrzahl der Menschen. Der alte Kant schrieb sein eigentliches Hauptwerk, der alte Bruchner schuf seine größten Sinfonien, Fontane verfaßte sein Meisterwerk „Effi Briest“ mit siebenundsiebzig Jahren ... und wir könnten diese Beispiele seitenlang fortsetzen. Sie beweisen aber wohl eines zur Genüge: die Tatsache nämlich, daß der moderne Mensch nicht einmal mit fünfundsiebzig, geschweige denn mit vierzig Jahren „fertig“ oder gar „verbraucht“ ist. Die heute sehr eifrig betriebene Wissenschaft der „Altersforschung“ hat festgestellt, daß zwar um die Mitte der Vierzigerjahre die rein körperliche Leistungsfähigkeit der Menschen langsam nachzulassen beginnt, daß aber dafür die Kurve seiner geistigen und seelischen Reife im Aufstieg begriffen ist. Es wäre natürlich sinnlos, zu leugnen, daß ein Holzhacker von zwanzig Jahren in der Mehrzahl der Fälle höhere Leistungen als einer von fünfzig Jahren erzielen wird, und in manchen Sportarten gilt man ja mit dreißig Jahren schon als „zu alt“. Aber im Leben geht es ja nicht nur um körperliche oder sportliche Höchstleistungen, sondern um die allgemeine Leistung in der Arbeit. Und hier wird die größere Reife, die Erfahrung des Älteren den stürmischen Eifer der Jugend mindestens ersetzen, in nicht wenigen Berufen sogar übertreffen. Übrigens sollte man nicht „Alter“ und „Jugend“ auf diesem Gebiete gegeneinander auspielen, denn der Leistung als solcher ist überhaupt keine Altersgrenze gesetzt. Die Art der Leistung mag wechseln, ihr Wert aber kann das ganze Leben hindurch gleich hoch bleiben oder sich, wie wir gesehen haben, gerade bei den ganz großen, den schöpferischen Leistungen sogar im Alter steigern. Und im Sinne einer durch Erfahrung und Reife wachsenden Leistung des Menschen hat in nicht wenigen Fällen auch jener Satz Gültigkeit, den wir eingangs zitierten: „Das Leben beginnt mit Vierzig!“ Dr. H. Woltered.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Schicksalswende des Ruhrgebiets vor 60 Jahren.

Aus dem „Rheinisch-Westfälischen Archiv“.

Die Thronrede des Kaisers Wilhelm I., durch die am 12. Februar 1879 eine neue Tagung des Reichstags eröffnet wurde, enthielt folgende Sätze:

„Ich halte es für meine Pflicht, dahin zu wirken, daß wenigstens der deutsche Markt der nationalen Produktion insoweit erhalten werde, als dies mit unseren Gesamtinteressen verträglich ist, und daß demgemäß unsere Zollgesetzgebung den bewährten Grundsätzen wiederum nähertrete, auf denen die gedeihliche Wirksamkeit des Zollvereins fast ein halbes Jahrhundert beruht hat, und welche in unserer Handelspolitik seit dem Jahre 1865 in wesentlichen Teilen verlassen worden sind. Ich vermag nicht zu erkennen, daß tatsächliche Erfolge dieser Wendung unserer Zollpolitik zur Seite gestanden haben.“

Für die Hüttenindustrie und damit auch für den Kohlenbergbau des Ruhrgebiets war dieser 12. Februar ein Tag von geschichtlicher Bedeutung. Die „Worte der Thronrede“, so heißt es in dem Bericht der Bochumer Industrie- und Handelskammer für 1879, „riefen überall im Lande einen mächtigen Eindruck hervor und förderten sichtlich den Umschwung der öffentlichen Meinung.“

In der Tat bedeutete die Ankündigung der Thronrede für die deutsche eisen-schaffende Industrie die Erlösung aus einem Zustand völliger Verzweiflung. Ein so ernster und verantwortungsbewußter Mann wie Geheimrat Louis Baare, der bedeutende Generaldirektor des Bochumer Vereins, hatte schon im Jahre 1875 dem Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller den Gedanken nahegelegt, sämtliche Eisenwerke zu schließen, wenn bei dem freihändlerisch eingestellten Reichstag keine vernünftige Regelung der Eisenzölle durchgesetzt werden könne.

Von dem Glend, das im Ruhrgebiet durch die Freihandelspolitik hervorgerufen worden war, kann man sich heute nur noch schwer eine Vorstellung machen. Die Leute in Bochum, so teilte Baare in der Eisen-Enquete-Kommission mit, erböten sich, für 15 Silbergroschen zu arbeiten, aber man könne sie dafür nicht beschäftigen, da sie nicht davon leben könnten. „Wir haben schon das Minimum unterschritten, das wir den Arbeitern an Lohn geben müssen, damit sie sich ernähren und überhaupt aufrechterhalten.“ Eine weitere Herabsetzung der Löhne sei unmöglich, da die Arbeiterfamilien bei den geringsten Ansprüchen an die Ernährung schon nichts mehr für Kleidung, Schuhwerk, Schulgeld, Licht und Krankheitsfälle erübrigen könnten.

Zur Erklärung dieser unsäglichen Not der deutschen eisen-schaffenden Industrie gab Baare u. a. dies bemerkenswerte Beispiel für die Verschiedenheit der Erzeugungsbedingungen in England und in Deutschland:

„In unserem Möller sind 16 verschiedene Erze enthalten, welche nach vorher genommenen Analysen in besonderen Möllerhaufen

gemischt werden müssen. In England wird gar nicht gemöllert und gemischt. Die Verhältnisse sind so großartig, daß nicht bloß ein einzelnes Werk, sondern sogar eine ganze Gegend nur ein gleichartiges Erz verarbeitet, z. B. Cleveland den Clevelandstein, Cumberland den read hematite.“

Die Firma Krupp habe ihm (Baare) mitgeteilt, daß sie im Frühjahr 1879 zur Entlassung von 2500 bis 3000 Mann gezwungen sein werde. „Es ist gewiß ein Zeichen schweren Notstandes, wenn Herr Krupp, ein Mann von so hervorragenden humanen Gesinnungen, der überdies immer seinen Stolz darin suchte, keinen fleißigen Arbeiter zu entlassen, dessen Werke durch die rentable Kanonenfabrikation viel günstiger als andere situiert sind, durch die Zeitumstände gezwungen wird, eine solche Katastrophe in Aussicht zu nehmen.“

Als Louis Baare Anfang November 1878 diese Darlegungen vor der Eisen-Enquete-Kommission gab, konnte er noch nicht wissen, daß er bereits so gut wie am Ziel seiner mehr-jährigen schweren Kämpfe gegen die Freihandelspolitik stand. Wie kein anderer hatte er als Präsident der Bochumer Handelskammer in vorderster Front der öffentlichen Auseinandersetzungen gestanden und gleichzeitig seinen Einfluß bis zum Fürsten Bismarck, dem Kronprinzen und dem Kaiser geltend zu machen gewußt. Es sei nur erinnert an die Bochumer Arbeiter-Deputation, die Bismarck so willig angehört. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß Wilhelm I., als er 1876 am Rhein weilte, sich direkt oder indirekt durch Louis Baare über die Lage der Eisenindustrie hat unterrichten lassen, was dann zur Folge hatte, daß der Monarch am 22. Juni 1876 an den Kanzler u. a. schrieb:

„Ich verlange keineswegs ein Aufgeben des gepriesenen Freihandelsystems, aber vor Zusammentritt des Reichstages muß ich verlangen, die Frage nochmals zu ventilieren, ob das Gesetz wegen der zollfreien Einfuhr des Eisens vom Auslande nach Deutschland nicht vorläufig auf ein Jahr verschoben werden muß.“

Am 15. Dezember 1878 schrieb Fürst Bismarck, nachdem er sich mit eiserener Energie in die Fragen der Handelspolitik eingearbeitet und die führenden freihändlerischen Minister beseitigt hatte, seinen berühmten Weihnachtsbrief an den Bundesrat (Vertretung der Bundesfürsten), durch den er die Einleitung einer deutschen Schutzpolitik verkündete. Durch die Thronrede vom 12. Februar 1879 erhielt der Weihnachtsbrief sozusagen die königliche Unterschrift.

Wenige Wochen später durchpflanzte neues Leben den rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Mit Genugtuung dürfen wir sagen, daß der Sieg des Gedankens vom Schuß der nationalen Arbeit in erster Linie Männern des Ruhrgebiets zu danken war.



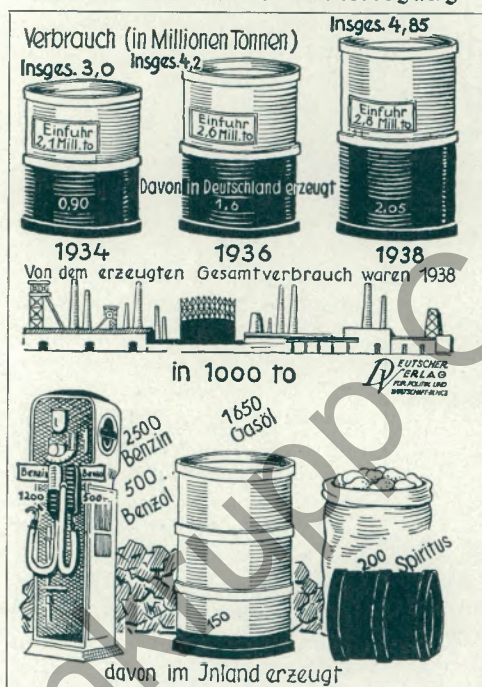
Warum das Gemüse kochen?

Von Eleanor Sinclair Rohde, Reigate, Surrey (England), in der Vierteljahrschrift „The Countryman“, (England).

Es ist doch sehr merkwürdig, daß wir Gemüse kochen! Rohes Gemüse (natürlich richtig zubereitet) ist leichter verdaulich, appetitanregender und weit gesünder als totes Zeug, das fast all seiner besten Eigenschaften beraubt ist. Gewisse Gemüse, vor allem Erbsen und Bohnen, Artischocken und stärkehaltige Gemüse, wie Kartoffeln und Pastinaten, müssen gekocht werden, aber warum soll man Blumenkohl, Grüngemüse oder Wurzelgemüse kochen?

Jeder, der Erfahrung hat, weiß, daß, wenn man Gemüse gut kochen will, dies länger dauert und mehr Arbeit verursacht als das Kochen von Fleisch oder Fisch. Deshalb überläßt die Köchin die Zubereitung des Gemüses gern dem Küchenmädchen. Als Sklavin des Althergebrachten pußt sie es und, falls es Wurzelgemüse ist, schabt sie es tüchtig. Nachdem sie die Wurzeln so all ihrer besten Salze beraubt hat — denn diese liegen in und unter der Schale —, kocht sie sie und macht die Sache dadurch noch schlimmer. Grüngemüse wird gewöhnlich immer noch in großen Mengen Wasser gekocht, obwohl die Salze aller Grüngemüse in Wasser löslich sind. Außerdem sind gekochte Grüngemüse außerordentlich schwer verdaulich, und sie schmecken einfach scheußlich, wenn man ihnen nicht durch Zutaten einen anderen Geschmack gibt. Laufende von Menschen essen gekochten Weißkohl und ähnliche Greuel aus einer Art Pflichtgefühl. Sie können solches Zeug keinesfalls gern mögen, und es ist kein Wunder, daß Kinder nur schwer zu überreden

Deutschlands Treibstoffversorgung



Starke Steigerung der Erzeugung von Treibstoffen aus deutschen Rohstoffen.

Im Jahre 1938 konnte die Erzeugung an synthetischen Treibstoffen aus deutschen Rohstoffen wieder beträchtlich gesteigert werden. Die deutsche Erzeugung betrug allein beim Benzin 1,2 Millionen Tonnen. Gleichzeitig stieg die Benzolerzeugung auf 500 000 Tonnen. Somit ist es erreicht, daß von dem Gesamtbedarf an leichten Treibstoffen in Höhe von 3,2 Millionen Tonnen nur noch etwas über ein Drittel, nämlich 1,3 Millionen Tonnen, Benzin eingeführt werden mußten. Noch ungünstig ist die Lage bei der Versorgung mit Gasöl, dem Antriebsmittel der Dieselmotoren. Hier von erzeugte Deutschland 1938 nur 150 000 Tonnen und damit nur ein Zehntel des Gesamtbedarfs. Im laufenden Jahr wird aber sowohl die Benzinerzeugung als vor allem die Gasölerzeugung bedeutend ausgebaut werden, so daß bereits bei der Gesamtversorgung mit Treibstoffen im Jahre 1939 ein beträchtlicher Anteil aus deutschen Rohstoffen über die Hälfte hinaus erreicht sein wird. Der Erfolg wird vor allem klar, wenn man feststellt, welche Steigerung die Selbstversorgung mit Treibstoffen seit 1934 erfuhr, was auf dem oberen Teil des Bildes deutlich dargestellt ist.

Steigender Erdölbedarf



Die Schmierölversorgung aus deutschem Erdöl.

Wenn es gelungen ist, den Bedarf an Benzin und leichten Treibstoffen durch die Erzeugung von inländischen Treibstoffen bereits so weit vorwärtszutreiben, daß über zwei Drittel der leichten Treibstoffe im Inlande erzeugt werden konnten, so ist es für die Motorisierung von besonderer Bedeutung, daß im gleichen Zeitraum auch die Erdölförderung in Deutschland ganz beträchtlich gesteigert wurde. Gegenüber 1932 hat sie sich mehr als verdoppelt. Zahlreiche Bohrungen wurden durchgeführt und neue Felder erschlossen. Im großdeutschen Reichsgebiet dürfte die Eigenherzeugung an Erdöl im Jahre 1938 rund 590 000 Tonnen betragen haben, und die Einfuhr an Erdöl dürfte im letzten Jahre nur noch rund 820 000 Tonnen betragen haben. Zwei Fünftel des Verbrauchs an rohem Erdöl werden also bereits trotz des sehr stark ansteigenden Bedarfs, wie im einzelnen das Bild erkennen läßt, aus deutschen Bohrungen gewonnen, und bei einer gewissen Umstellung in der Reaktion dürfte es möglich sein, aus der inländischen Erdölproduktion den notwendigsten Schmierölbedarf voll zu decken. Auch das ist ein großer Erfolg der Arbeiten im Rahmen des zweiten Vierjahresplanes.

sind, die ihnen vorgesezten Gemüse zu essen. Man esse Wurzel- und Grüngemüse roh, und man wird sich dann fragen, warum man je das unsinnige Kochen von Gemüse zuließ.

Nehmen wir z. B. die Gemüse der jetzigen Jahreszeit. Roh genossen sind Spargelkohl wie auch Blumenkohl und überhaupt jede der vielen essbaren Blumen außerordentlich gesund und sehr leicht verdaulich. Gekocht schmecken diese Gemüse so, wie sie sind: tot, und sie sind als schwer verdaulich bekannt. Um diese Gemüsköpfe bestens zuzubereiten, hole man sie keinen Augenblick eher, als sie gebraucht werden, und wasche sie tüchtig, zuerst in Salzwasser und dann in gewöhnlichem Wasser. Danach reibe man sie so fein wie möglich. Spargelkohl und Blumenkohl lassen sich zu einer pulverigen Masse reiben. Mit dem geriebenen Gemüse fülle man napfförmige Salatblätter oder halbierte Apfelsinenschalen und tue Mayonnaise darüber. Oder man mische das Gemüse mit feingewiegten Kräutern wie Majoran, Thymian, ein klein wenig Salbei, Liebstöckel, Schnittlauch usw.

Rosenkohl, fester Wirsing- und Kopfkohl lassen sich ebenfalls zu einer pulverigen und doch feuchten Masse reiben. Es gibt besondere Maschinen, um Gemüse fein zu hacken, und manchmal ist es leichter, sie durch die Maschine zu drehen, als mit der Hand zu reiben. Gewöhnlich erweist es sich als notwendig, Grüngemüse zweimal durch die Maschine gehen zu lassen. Köstlich sind geriebene rohe Karotten, namentlich reife, die süß sind. Man sollte die Schale niemals abschaben. Auch geriebene Rüben schmecken gut, aber im Unterschied zu Karotten müssen sie gewöhnlich geschält werden. Gemischt bilden rohe Gemüse ein interessanteres Gericht, als wenn jedes Gericht für sich gereicht wird. Grün- und Wurzelgemüse geben eine wunderbare Mischung, und je vielseitiger die Mischung ist, desto besser.

Das unaussprechliche Leder.

Von Dr. Helmut Gumbel.



eugen Stollen und Gängen liegend oder sitzend Erz und Kohle schürfen mußte, der Bergmann, der häufig in schräge Stollen auf der „Rutschbahn“, einem mit Seife eingeschmierten Balken, neben dem ein Seil zum Festhalten angebracht war, einfahren mußte, trug zum Schutz des Gesäßes ein Leder. Eine kleine Schrift, die fast zweihundert Jahre alt ist, belehrt uns: „Zu der Bergtracht gehört auch das Bergleder. Nach der allgemeinen Mundart nennet man das Bergleder Aesleder und versteht darunter ein schwarz zugeschnittenes Fell ohne Haare.“ Die Erlaubnis, das Bergleder zu tragen, hatte, „wer nur in den Geschäften des Bergbaues einen Beruf bey sich fühlet“. Und es wird direkt zur Unterscheidung des Hüttenmannes angeführt, daß „der Bergmann sich mit dem Bergleder unter dem Rücken gürtet und der Hüttenmann sein Leder vor den Leib trägt“.

Die Einteilung in Klassen brachte es in den deutschen Bergrevieren mit sich, daß in der Ausschmückung des Leders Unterschiede bestanden. Die „ersten Classen des Bergstaates tragen unter ihrem Parateleder ein buntseidenes Futter und an dessen äußern Rand eine goldene Spitze“. Den obersten Hüttenbediensteten ist „anstatt des buntseidenen Futters ein



Der neu erwachte Sinn für Tradition in der deutschen Volksseele hat auch die äußeren Zeichen und Sinnbilder des früheren Berufsstolzes ans Tageslicht geholt. Mit Freude werden wieder Trachten getragen von all den Berufsgruppen, die in der Geschichte unseres Vaterlandes eine mehr oder weniger große Rolle gespielt haben.

Eine Tracht, die immer wieder auffällt und die außerhalb der Bergreviere so gut wie nicht bekannt ist, ist die des Bergmannes, des Bergknappen. Sie unterscheidet sich von allen anderen Trachten durch berufsmäßig bedingte Besonderheiten, welche keine andere Berufsgruppe in ihrer Kleidung aufzuweisen hat. Da ist zum Beispiel die Grubenlampe, die nur von den Bergleuten getragen wird. Dann findet immer wieder Beachtung ein Leder, das „am unteren Rücken“ getragen wird. Die Notwendigkeit der Grubenlampe braucht nicht besonders erklärt zu werden. Über die Entstehung des Bergleders wurde und wird von Laien viel herumgerätselt, da man sich darüber im klaren ist, daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um bloßen Hierat, sondern um ein arbeitsbedingtes Requisit der Kleidung handelt. Der Bergmann, der in den seltensten Fällen stehend arbeiten konnte, sondern in

schwarzes Unterfutter unter ihr Paradeleder gegeben". Die „mittleren Classen haben ihr ungesfüttertes Paradeleder mit einer schwarzen und goldenen oder silbernen Rundschnur eingefasst. Alle übrigen Mitglieder des Bergstaates hüsteln sich mit einem schlechten Bergleder", wobei „schlecht" mit „schlicht" gleichzusetzen ist. Das Paradeleder wird selbstredend nicht immer getragen, sondern vornehmlich „bey solennen Aufzügen und bey Feyerlichkeiten". Unsere Bilder zeigen die Tracht eines Oberberghauptmannes und eines Bergmeisters mit dem großen Leder, das bis zu den Waden reicht.

Man sollte glauben, daß ein derartiges Kleidungsstück nicht zu Zwecken mißbraucht werden kann, zu denen es bestimmungsgemäß nicht vorgesehen ist. Man muß sich eines Besseren belehren lassen. Als ein „Misbrauch des Bergleders / der den Charakter des Bergmannes offenbar beschmüzt und Bestrafung nach sich ziehen muß", wird es betrachtet, „wenn der misvergnügte Bergmann / genähret von dem Geist der Empörung / sein Bergleder zur Fahne aufstecket und die Mitglieder der Knapenschaft in einen Haufen sammlet / um Unruhe zu erregen". Wer denkt bei dieser nicht mißzuverstehenden Aufforderung nicht an den Ausspruch des berühmten Ritters mit der eisernen Hand: Götz von Berlichingen?

Beim Vermessen auf den Ausbeutezechen wird das Leder als Kassentisch benutzt, „denn man zahlet hier auf einem Bergleder gleichsam als auf einer Tafel / denen Bergbedienten und Rathspersonen ihre Mesgebühren aus und giebt alsdann den munteren Bergknaben dieses Leder völlig preis. / Sie kämpfen hierum ebenso tapfer / wie die Argonauten um das goldene Fell zu Colchis."

Nach dem Erbvermessen wurde auf dem Zechengelände ein neues Ursleder auf die Erde gelegt. Im Freibergischen wurde nach 1320 anstatt eines Eimers Wein, der früher für die Vermessung bezahlt worden war, auf dem Leder das Messgeld aufgezählt, das der kniende Schichtmeister dem ebenfalls knienden Stadtschreiber überreichte. Dieses Leder galt als Glückbringer, deshalb balgten sich die Bergjungen darum, zerschnitten und zerfezten es, da jeder ein Stück davon haben wollte.

Fremden Bergwerksinteressenten, die eine Zeche besuchten, wird „von einem kleinen schmutzigen Scheidejungen das Bergleder umgebunden / und ihnen dadurch der Bergwerksgebrauch gelernt / dafür er freylich das Lehrgeld nicht schuldig bleiben kann".

Der Bergsänger — wer weiß heute noch von ihm? — hat ebenfalls das Recht, „umgürtet mit dem Bergleder zu prangen". Ihm war vergönnt, daß er „bey der Musick unter dem Bergvolf nebst den Saiteninstrumenten und Triangel auch sein Bergleder rollen und darauf blasen kann. Nur hat", wie ein Chronist zu berichten weiß, „der musikalische Geschmack dieses lederne Instrumente in unserem Zeitalter gar sehr verdrungen." Man kann sich vorstellen, daß dieses mehr als primitive Blasrohr in den meist guten Bergkapellen nicht als vollwertiges Musikinstrument angesprochen wurde.

Das Verleihen eines Leders galt immer als Auszeichnung, das Tragen desselben bedeutete für jeden Bergmann eine Ehre. Der Stand des Bergvolkes war in deutschen Landen hoch geachtet. Die äußerlich sichtbare Kennlichmachung des Standes erfolgte durch die Tracht, welche „zum Anstand / Ehre und Belohnung bestimm" war. In Stollen, in denen Wasservorkommen die Arbeit erschwerten, empfing der Bergmann „bisweilen zum Zeichen einer kleinen Belohnung ein neues Leder von der Zeche / wo er / vertraut mit der Gefahr / seyn Leben willig gewaget hat".

Gerade das Bergleder galt als besonders typisches Zeichen

der Berufskleidung. Jeder Knappe war stolz darauf. Das kommt immer wieder in vielen „Bergfreyen" zum Ausdruck, so auch in dem alten, oft heute noch gesungenen Bergmannslied:

„Die Bergleut seyn
kreuzbrade Leut,
denn sie tragen ja das Leder
vor dem Urs bey der Nacht..."

Jede Unehrenhaftigkeit, die sich ein Bergmann zuschulden kommen ließ, zog den Verlust dieses Privilegs nach sich. Ein Knappe wurde, „wenn er ein Verbrechen begehet / welches den gänßlichen Verlust der Bergarbeit oder gar eine Leibstrafe nach sich ziehet / des Bergleders immerdar unfähig / und muß es zur Beschämung mit einer Art Ehrlosigkeit ablegen". In diesen Bestimmungen, die heute wieder richtig verstanden und gewürdigt werden können, kommt die innere Verbundenheit der Arbeit mit den Menschen, die diese Arbeit ausüben, und somit die Verbundenheit zwischen dem Stand des Bergarbeiters und seiner Tätigkeit zum Ausdruck. Die Tracht erweist ihre Bedeutung aus dem Wert der ihr zugrunde liegenden Betätigung und hat mit Modeeitelkeit und Standesdünkel nichts zu tun. Das geht auch aus der Schlußbetrachtung einer Chronik hervor, wenn gefragt wird: „Ist wohl ein Bergarbeiter / wenn er freywillig ohne Bergleder oder in den fliegenden Kittel gehet / dieserwegen in Strafe zu nehmen? Sobald er damit an einen Ort den Anstand beleidiget / oder die Achtung und Abhänglichkeit gegen Höhere verletzet / so ist die Bestrafung gerecht / außerdem aber ohne Zweifel verwerfflich." Und es ist zu hoffen, daß die Knappen, auch wenn sie im fliegenden Kittel und ohne das unaussprechliche Leder ausgingen, den Anstand möglichst selten „beleidiget" haben. Sie hielten etwas auf ihre Ehre, von alters her, und standen als arbeitsamer, fleißiger, braver und für Friedens- und Kriegszeiten äußerst wichtiger Stand bei jedermann in hohem Ansehen. Getreu ihrem Wahlspruch:

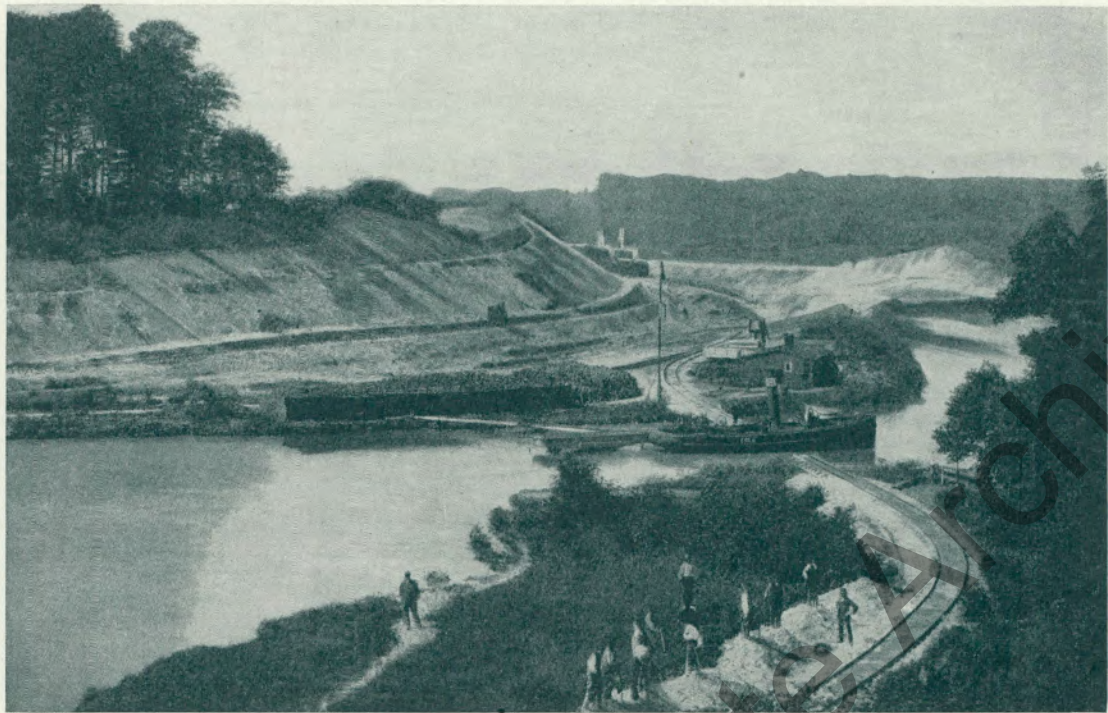
„Nur wer Schlägel und Eisen in Ehren führt,
ist wert, daß er unsere Knappschafft ziert."

Es ist müßig, der Frage nachzugehen, wieso sich gerade das Grubenleder beim Bergmann dieser besonderen Wertschätzung erfreute. Jeder Beruf war stolz auf die Besonderheiten seiner Tracht. Daß einzelne Teile dieser Tracht sinnbildliche Bedeutung erlangten, daß sich mit ihnen Wertungen verbanden, welchen Allgemeingültigkeit zukam, beweist zur Genüge, daß die Standestracht etwas die Mode Überdauerndes und von ihr Unabhängiges war, eine Uni-Form, welche den gleichen Arbeitsgeist, die gleichgerichteten Interessen einer bestimmten Berufsschicht auf eine einheitliche äußere Form zu bringen versuchte. Mit dem Bergleder verband sich im Laufe der Zeit der Begriff des treuen, ordentlichen Knappen — „am Leder man erkennen soll / wer brav und bieder ist" —, der Begriff des Gefolgschaftsmitgliedes, auf das in jeder Hinsicht unbedingter Verlaß ist: der produktiven, aufbauenden und erhaltenden Arbeitskraft. In den vielen Liederbüchern für Bergleute gibt es eine ganze Anzahl von Versen, welche das Bergleder preisen. Und so heißt es in einem frisch-fröhlichen Liedchen:

„Ich bin vom ‚Leder‘, wie man spricht,
und nicht vom Korps der ‚Feder‘,
und trag deshalb in jeder Schicht
mit Stolz mein Grubenleder."

Ich hab's zwar hinten umgeschwallt
— denn hier soll es mir wehren —,
doch halt ich's, bis es steif und alt
in Stücke fällt, in Ehren."

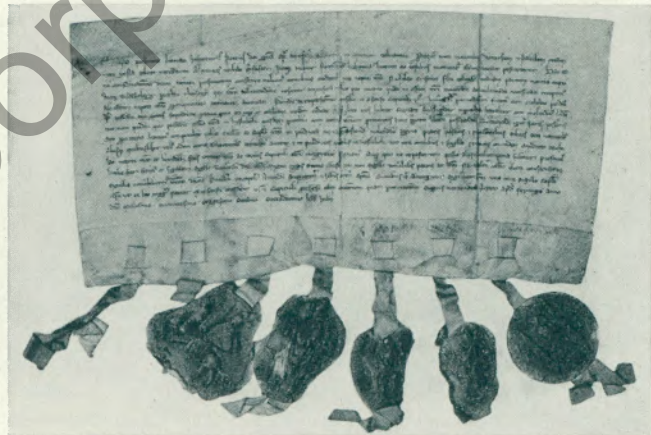
Technische Gedank- tage.



Der Kaiser-Wilhelm-Kanal im Bau.
Aus Carl Loewe: Geschichte des Nord-Ostsee-Kanals, Berlin 1895.

21. 6. 1895 wurde in Gegenwart des deutschen Kaisers der Kaiser-Wilhelm-Kanal eröffnet, der die Nordsee mit der Ostsee verbindet. Der Kanal hat eine Länge von 99 Kilometer, er war 9 Meter tief, an der Sohle 22 Meter und am Wasserspiegel 60 Meter breit. Für die Schifffahrt hat der Kanal deshalb große Bedeutung, weil er das stürmische Skagerrak umgeht. Er beginnt oberhalb Brunsbüttel an der Elbemündung, erreicht bei Wittenberg die Eider, benützt von Rendsburg ab den Eiderkanal und mündet unterhalb Holtkenau, nördlich von Kiel, in den Kieler Busen.

16. 6. 1288 wurde die Gründungsurkunde des großen schwedischen Hüttenunternehmens Stora Kopparbergs Bergslags Aktiebolag, in Falun vollzogen. Damals schlossen sich die Teilhaber einer Kupfergrube zu einer Gesellschaft zusammen. Daher dürfte die genannte Firma wohl die älteste bestehende Unternehmungsgesellschaft in der Welt sein. Die Geschichte des Unternehmens war sehr wechselreich, und es ist sicherlich kein Zufall, daß die Blütezeit des Faluner Bergwerks als bedeutendster Kupferproduzent der Welt und die Vormachtstellung Schwedens zeitlich zusammenfallen. 1687 stürzte die Grube ein, da durch zu starken Abbau die Decken und Pfeiler geschwächt waren. Die Notlage zwang damals die Bergleute, nicht nur die ärmeren Kupfererzschichten in Angriff zu nehmen, sondern sich auch dem Eisenerzbergbau zuzuwenden, und so sehen wir seit dieser Zeit die Gesellschaft auch hervorragend auf dem Gebiet der Eisenerzeugung und -verarbeitung tätig. Daneben gehören noch Holzkohlen, Papier und Holzmasse zu den Erzeugnissen, die die Gesellschaft durch die Ausbeutung der reichen Naturkräfte Schwedens herstellt.



Gründungsurkunde
der Stora Kopparbergs Bergslags Aktiebolag.
Aus Eben Lunberg: Stora Kopparbergets Historia, Bd. I, Uppsala 1922.



Blick in die erste Maschinenfabrik von Blohm & Voß.
Nach Blohm & Voß, Hamburg 1877 bis 1927.

23. 6. 1848 wurde in Lübeck Hermann Blohm geboren. Er studierte in Hannover, Zürich und Berlin und ging darauf nach England, um in den dortigen Werften sich zum Schiffsbauer auszubilden. Nach einer weiteren Ingenieurstätigkeit in Rostock machte er sich im Jahre 1877 zusammen mit dem ihm von England her bekannten Ernst Boff selbständig und gründete eine Maschinenfabrik und eine Werft in Hamburg. Gerade diese Lage am Ausfallstor des deutschen Außenhandels war für die Entwicklung des jungen Unternehmens förderlich. Das erste Fahrzeug, das auf der jungen Werft gebaut wurde, war ein Segelschiff mit 995 Bruttoregistertonnen. Von hier aus bis zu dem größten Schiff, das Hermann Blohm auf Stapel legte, bis zu dem Ozeanriesen „Bismarck“ mit 36 000 Bruttoregistertonnen im Jahre 1914, war es zwar ein weiter Weg, der aber von Erfolgen begleitet wurde, die das Können und Schaffen Blohms zu immer höheren Leistungen anregte. Es war ihm noch vergönnt, kurz vor seinem Tode die Ausfahrt der „Europa“ aus seiner Werft mit zu erleben, so daß sein Leben in diesem Werk einen schönen Ausklang fand.

Aus eigener Kraft.

Die Brüder Mauser.

Zur. Wiederkehr des Geburtstages von Paul Mauser am 27. Juni.

Württemberg hatte, dem Beispiel anderer deutscher Staaten folgend, sich im Jahre 1805 entschlossen, eine eigene Gewehrfabrik zu errichten. War doch durch die Napoleonischen Kriege der Bedarf an Kriegsmitteln, besonders an Schußwaffen, in bisher nicht bekanntem Maße gestiegen. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein war die Herstellung von Handfeuerwaffen das Privileg der Büchsenmeister gewesen, die sich nach und nach zu Fabrikanten entwickelt hatten. In Württemberg errichtete man zunächst im Hüttenwerk Christophsthal bei Freudenstadt eine Schmiede für die verschiedenen Gewehrteile, die dann im Ludwigsburger Arsenal zu fertigen Gewehren zusammengesetzt wurden. Aber schon nach kurzer Zeit ergab sich die Notwendigkeit, die bisher getrennten Werkstätten an einen Ort zusammenzulegen. Staatsrat und Oberst Karl Friedrich von Kerner, ein Bruder des Dichters Justinus Kerner, wurde mit der Aufgabe betraut, einen geeigneten Ort für eine noch zu erbauende Gewehrfabrik ausfindig zu machen. Seine Wahl fiel auf den Ort Oberndorf am Neckar, wo ein leerstehendes Kloster und eine in unmittelbarer Nähe befindliche Wasserkraft eine gewisse Grundlage für das neue Unternehmen bildeten. Der König genehmigte im Jahre 1811 die Errichtung der Gewehrfabrik, die gegen Ende 1812 in Betrieb kam.

Zu ihren ersten Arbeitern gehörte der Angehörige der Duvrier-Compagnie Franz Mauser, der, als er im Jahre 1818 aus dem Militärdienst entlassen wurde, wie viele seiner Kameraden in der Fabrik als Arbeiter verblieb. Zwei von seinen Kindern, Wilhelm und Paul, die ihm als elftes bzw. dreizehntes Kind am 2. Mai 1834 und am 27. Juni 1838 geboren wurden, war es vom Schicksal bestimmt, den Namen Mauser über die Grenzen Deutschlands hinaus bekanntzumachen.

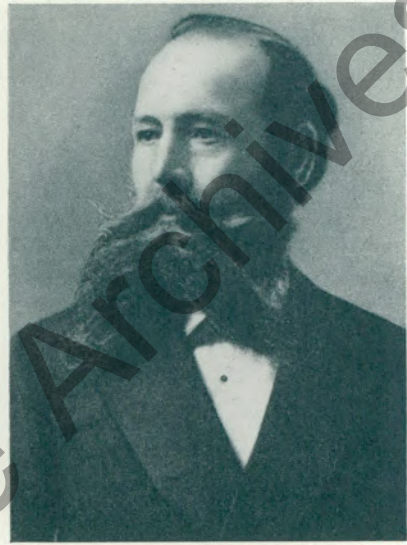
Auch Wilhelm und Paul Mauser wurden, wie ihre Brüder, Arbeiter, später Büchsenmacher, in der Gewehrfabrik. Die Hinterladegewehre in der Modellkammer des Arsenaus zu Ludwigsburg, wo Paul vorübergehend zum Militärdienst eingezogen war, sowie die Zündnadelgewehre, die er bei den Wachtposten auf der Burg Hohenzollern sah — Preußen hatte als erster deutscher Staat im Jahre 1841 das Dreyfische Zündnadelgewehr eingeführt —, mögen die Veranlassung gewesen sein, daß Paul sich zusammen mit seinem Bruder Wilhelm fortan der Verbesserung des Hinterladegewehrs widmete. Beide begannen mit dem Bau einer Hinterladekanone. Im Jahre 1860 konnten sie dem König von Württemberg das Bronzmodell einer solchen Kanone als ergebenes Geschenk übereignen. Die Kanone wanderte in die Modellsammlung, und die Erfinder erhielten dafür 120 Gulden.

Nach diesem „Schritt vom Wege“, den die Kanone bedeutete, bekundeten zahlreiche Entwürfe, Patente und Modelle die große Arbeit, die die Brüder, noch immer im Dienste der königlichen Gewehrfabrik stehend, leisteten, um das ihnen vorschwebende Ziel zu erreichen. Nach Feierabend, in der eigenen Wohnung oder auch, besonders wenn sie Maschinen brauchten, in der Fabrik, führten sie die Arbeiten am Gewehr weiter. Die von der Heeresverwaltung, dem Staate oder der Gewehrfabrik erbetenen Beihilfen reichten meist nicht aus, um alle Wünsche zu erfüllen. Da mußte dann die Lohntüte einspringen, um die dringlichsten Ausgaben zu bestreiten.

Nachdem die Verbesserungen des Hinterladegewehrs feste Gestalt angenommen hatten, galt es, die Erfindung an den Mann zu bringen. Da die Verhandlungen mit der württembergischen Heeresverwaltung zu keinem greifbaren Ergebnis führten, wandten sich die Brüder an den österreichischen Gesandten in Stuttgart. Aber auch die Prüfung des Gewehres in Wien brachte nicht den erhofften Abschluß, da Österreich nach seiner Niederlage bei Königgrätz selbst schon Versuche durchgeführt hatte,



Paul Mauser.



Wilhelm Mauser.

die schließlich zu einer Umänderung der bisherigen Vorderlader nach dem System Wänzl führten.

In Wien war aber Samuel Norris, der Vertreter der amerikanischen Waffenfabrik Remington, auf die Arbeiten der Brüder aufmerksam geworden. Die Verhandlungen mit Norris führten schließlich zu einer Übersiedlung von Wilhelm und Paul Mauser nach Lüttich, wo sie auftragsgemäß das Chassepotgewehr nach ihrem System umarbeiten sollten, unter gleichzeitiger Übertragung ihrer Patente an Norris. Wenn auch diese Verbindung schließlich wieder gelöst wurde, so hatte sie doch ein Gutes. Norris führte die Brüder bei der Militärschießschule in Spandau ein. Wurden die Schießversuche und Verhandlungen auch durch den Kriegsausbruch im Jahre 1870 zunächst unterbrochen, so brachte die Verbindung mit der preussischen Heeresverwaltung doch den schließlichen Erfolg. Am 2. Dezember 1871 wurde das Mausergewehr als Infanteriegewehr — Modell 71 — für die preussischen Truppen genehmigt.

Im Jahre 1872 begannen die Brüder mit dem Bau einer eigenen Fabrik und übernahmen bald darauf die königliche Gewehrfabrik. Wenn auch die erste Abfindung, die ihnen der preussische Staat für ihre Erfindung zahlte, nur achttausend Taler betrug, so nahmen die Aufträge auf Gewehre und Gewehrteile in den nächsten Jahren einen immer größer werdenden Umfang an, so daß die Betriebsanlagen ständig erweitert werden mußten. Nach dem frühen Tode Wilhelm Mausers im Jahre 1882 führte Paul das Unternehmen allein fort. Ihm war es vergönnt, das Hinterladegewehr weiter zu verbessern. Die Annahme dieses Gewehrs für die gesamte deutsche Armee als „Gewehr 98“ krönte das Lebenswerk der beiden Erfinder. Paul Mauser, dem wir noch eine Selbstladepistole verdanken, starb hochgeehrt im 76. Lebensjahre am 29. Mai 1914.

Als Franz Mauser im Jahre 1861 gestorben war, bestritt die Arbeiterhilfskasse der königlichen Gewehrfabrik einen Teil der Beerdigungskosten. Als ein halbes Jahrhundert später sein Sohn Paul starb, waren die Vertreter zahlreicher Regierungen und Militärverwaltungen im Trauergefolge zu sehen. Graf Zeppelin sandte das Luftschiff „Viktoria Luise“ nach Oberndorf, das seinem Freunde die letzten Grüße bringen sollte. So hatten sich durch die Tüchtigkeit und den Fleiß der beiden Brüder in einem halben Jahrhundert die Verhältnisse zum Besseren gewandt. In dieser Zeit hatte der Name Mauser Weltgeltung erhalten.

Schrifttum: Nachruf auf Paul Mauser in Z. W.D.Z. 58 (1914) S. 1073; M. Ebell: Wilhelm Mauser, ein deutscher Erfinder, München 1921; Friedrich Hasler und Adolf Bißl: Geschichte der Mauserwerke, Berlin 1938. Diesem Buche wurden auch die obenstehenden Bilder entnommen.

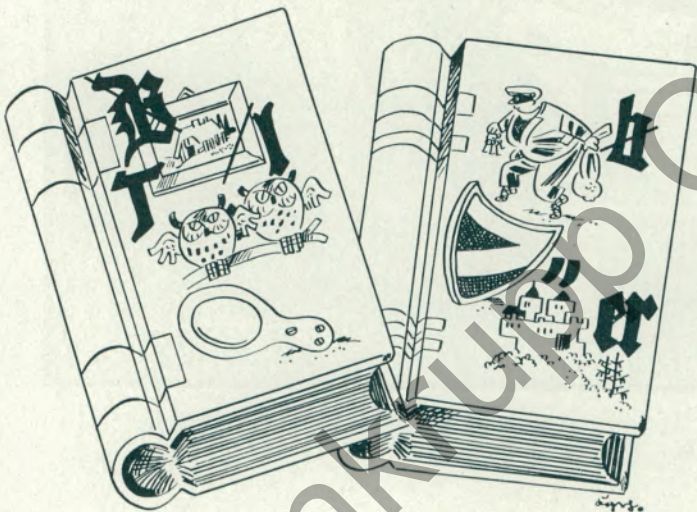
Der Nussknocker

Nüsselsprung.

		luft	fehlt	den	nur		
die	sein	ab	rü	zu	an	iven	es
dich	stig	die	trieb	zu	greif	dem	ger
		von	an	was	mächt		
	den	lehrt	halb	ruf	du	ein	
	da	be	heut	so	als	dein	
so	die	en	be	te	wohl	sollst	wird
	zum	bit	luft	voll	lie	dich	

E. N. J.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus den Silben cha - de - di - di - du - dy - e - ex - gent - i - in - in - ka - lau - kja - mi - mil - mo - mur - na - na - nau - ni - nie - no - o - ra - rey - ri - ri - rich - ro - si - sur - sus - tät - ter - the - tiv - u - um - us - va - ver - vi - vik - zen sind 14 Wörter von nachstehenden Bedeutungen zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, eine Lebenswahrheit ergeben. Die einzelnen Wörter bedeuten:

1. Asiatisches Gebirge.
2. Auführer.
3. Grammatikalischer Ausdruck.
4. Elektromaschine.
5. Männername.
6. Europäische Hauptstadt.
7. Halbmesser.
8. Maschinenteil.
9. Spott.
10. Käzennusik.
11. Ostgotenkönig.
12. Bildungstätte.
13. Stadt am Staffelsee.
14. Lebewesen.

H. J.

Sprichwort im Versteck.

Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land.
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
Wer wohlfeil kauft, hält billig Haus.
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Der Geizige kann weder leben noch sterben.
Der Tugend ist kein Ziel zu hoch.
Noch ist nicht aller Tage Abend.
Der Verstand kommt mit den Jahren.
Aus jedem Sprichwort ist ein Wort zu entnehmen. Die richtigen Wörter nennen im Zusammenhang ein, anderes Sprichwort. W. J.

Die Quelle.

Unsere Erzählung „Die Reparatur“ von Heinrich Lersch ist dem Werk des Verfassers „Hammerschläge“ entnommen, das im Adolf-Sponholz-Verlag, Hannover, erschienen ist, und unser Aufsatz „Der Wald“ von Max Mell dem Insel-Almanach für das Jahr 1938.

Sämtliche Abbildungen in unserm Aufsatz „Das Werk Arbeit“ nach Originalradierungen von Hermann Kätelhön.

Lösungen aus dem April-Mai-Heft.

Wortteilversteck/Spruchrätsel.

Band Eisen — Volksgemeinschaft — Dampfmaschine — Eisenerz — Wärmeausgleichgrube — Essen — Volkstum — Stümper — Grubenlicht — Eisenbahn — Bücherwurm — Werkzeugstahl — Eisenguß — Grubenbesitzer — Titan — Stichflamme — Ergwäsche — Erde — Volumenmesser — Weißblech — Unfallversicherung — Mutterschlüssel — Nerven — Meßinstrument — Lichtbogen — Bodenschatz — Eisenkobalt.

„Ein Volk, das ein wahres, vollstümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr von einem unermesslichen Schatz.“

Friedrich Ludwig Jahn.

Kästchenrätsel.

Unmöglich ist gar nichts, es geht alles, wenn man nur will.

Fröhlichkeit.

Pokal, Polka.

Verkürzung.

Hagebuche, Eigennus, Industrie, Damhirsch, Eiderente, Landkarte, Bernstein, Exekution, Reibeisen, Gladiator = Heidelberg.

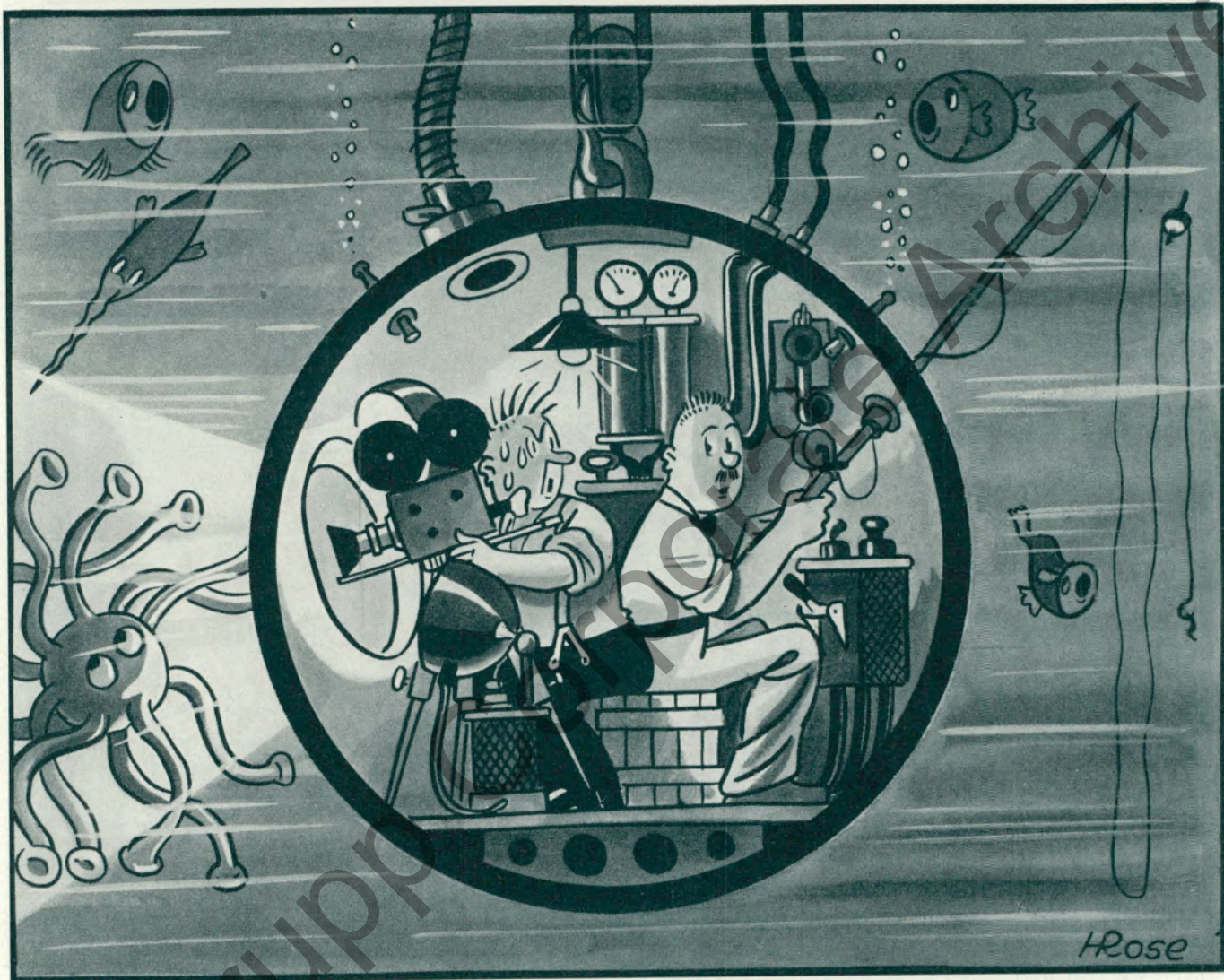
Nüsselsprung.

Ein jeder Stand der Welt ist gut,
Wenn treu der Mann das Seine tut.
Magst Kaufmann oder Tischler sein,
Horn blasen oder Saaten streun,
Ob Pinsel du, ob Hammer führst,
Ob du im Heer die Trommel rührst,
Ob Blumen ziehst auf stillem Beet,
Ob auf der See fährst sturmunweht:
Acht hab' auf eins, vergiß es nicht:
Was du auch bist, tu deine Pflicht!

Johannes Trojan.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Gooltvögel



Unbezähmbare Leidenschaft in 1000 m Tiefe.

„Also, Friße, das ist ja allerhand; ich muß mich hier abquälen, und du angelst schon wieder.“

Der Schultat versucht den Schülern den Begriff Gewissen klarzumachen.

„Wenn du ein Stück Zucker entwendet hast, mein Junge, und deine Mutter überrascht dich dabei, was würde geschehen?“

„Ich bekäme Strafe“, antwortete der Schüler.

„Und gewiß würdest du vor Schreck doch ein ganz rotes Gesicht bekommen, nicht wahr? Woher käme das nun?“ fuhr der Schultat fort.

„Weil ich versuchen würde, das Stück Zucker rasch hinunterzuschlucken“, antwortete der Schüler. (The Argonaut.)

Lehrer: „Was ist Wind?“

Frißchen: „Wind ist Luft, die es sehr eilig hat!“

(Illustrierter Beobachter.)

„Ich weiß nicht, ob Sie sich gut als Naïve schicken werden“, sagte der Theaterdirektor zur jungen Schauspielerin.

„Ach, stellen Sie mich doch bitte zur Probe ein, Herr Direktor, ich will gern mit achthundert Mark Anfangsgehalt zufrieden sein.“

„Ach, lieber nicht“, wehrte er ab, „nun sind Sie mir schon zu naiv!“ (Berliner Illustrierte.)

Abendgesellschaft.

Erster Fremder: „n bißchen langweilig, nicht?“

Zweiter Fremder: „Ja... sehr!“

Erster Fremder: „Gehn wir weg.“

Zweiter Fremder: „Ich kann nicht. B n der Gastgeber.“

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf, i. V.: Erika Günther, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichstraße 20.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Reichstraße 20, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Samrbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.